

Zum Fest

Eine Betrachtung zum wahren Frieden: Um die Einheit in der Vieldeutigkeit – Weihnachtsgeschenke und Weihnachtsfreundschaft.

Religionsgeschichte

Ein unklares Kapitel der Apostelgeschichte im Lichte von Qumran: Warum die Apostelgeschichte lückenhaft berichtet – Die ideale Gütergemeinschaft und die materielle Not der hellenistischen Witwen – Unzufriedenheit mit den Aposteln? – Verfolgung der Hellenisten und Verschonung der Hebräer – Tempelfeindlichkeit des Stephanus? – Komplexe Haltung Jesu gegenüber dem Tempel – Tempelfeindlichkeit der Essener?

Kommunismus

Wege kommunistischer Eroberung (ein Merkblatt): Chruschtschews fünf Prinzipien für die Koexistenz – Der Plan in der politischen

Arbeit: Verlagerung auf den asiatischen und südamerikanischen Raum – Die «verschiedenen Wege zum Sozialismus» – Der Plan der wirtschaftlichen Durchdringung: Damaskus – Der Handel mit Südamerika! – Zurückstellung der politischen Aktion – Die Fangarme, die Europa umschließen: Eine kartographische Darstellung von erschütternder Deutlichkeit.

Schweiz

Die zweite Stufe des eidgenössischen Filmrechts: Notrechtsbasis soll beseitigt werden – Gewinn für die kulturellen Aufgaben – Vier Hauptaufgaben: 1. Kontingentierung der Filmeinfuhr – Schutz der Schweizer Verleiher – Schutz vor unerwünschter politischer Propaganda – 2. Förderung der schweizerischen Filmproduktion – Möglichkeiten zu eigener filmischer Aussage – 3. Gegen unzulässige Freiheitsbeschränkungen – Extreme werden ausgeschaltet: staatliche Fesseln, Zunftwirtschaft,

schrankenlose Konkurrenz – Ein notwendiges Kartell – 4. Filmkulturelle Bestrebungen amtlich zu fördern – Darunter Ausbildung von Filmschaffenden und Kurse für Filmkritiker – Film und Jugend.

Ex urbe et orbe

Die UNESCO und Schweizer Journalisten (zur Studienwoche «Orient-Occident» in Genf):
1. Wie verhielten sich die Journalisten der Schweiz? – «Ein ganz neuer Geist trat zutage» –
2. Und was dem schweizerischen Journalismus noch zu tun übrig bleibt? – Der biedere «grüne Tisch».

Soziologie

Bücher zum Niedergang und Untergang: Erwägungen zu einer Soziologie des Untergangs – Niedergänge – Untergang – Und viele Untergänge ohne Würde – Im Feuerofen – Und die Flamme soll euch nicht versengen – Der Jünglinge Lobgesang – Der Rest ist Gottes.

Weihnachten

Es gibt einen äußeren und einen inneren Frieden, einen Frieden im eigenen Herzen und einen Frieden mit andern, einen Frieden mit Gott und mit den Menschen, einen häuslichen, einen wirtschaftlichen, einen sozialen, einen politischen Frieden, einen warmen und einen kalten Frieden, einen Frieden in der Wahrheit und einen trügerischen Frieden, einen Scheinfrieden, einen faulen Frieden, einen Friedhofsfrieden und einen lebendigen Frieden – und es gibt den Weihnachtsfrieden. Haben alle diese Worte und was damit gemeint ist miteinander zu tun? Offenbar ja. Denn wir brauchen das gleiche Wort für sie alle.

Ich meine jetzt nicht jene dünne Abstraktion unseres Geistes, mit der wir schließlich einen Allgemeinbegriff «Frieden» erreichen. Alle Arten von Frieden schneiden wir aus der Karte des Lebens aus, jede für sich, und dann legen wir sie aufeinander. Alles, was sich nicht deckt, schneiden wir ab – ein kleiner Rest bleibt übrig: der Friede. Nein! Das meinen wir jetzt nicht.

Manchmal, wenn ich die Zeitungen lese und alle die Arten von Frieden darin erwähnt finde, dann scheint es mir, als stände ich vor einem Scherbenhaufen. Um den Frieden wieder herzustellen, müßte man alle die Scherben nicht übereinander legen, sondern nebeneinander, man müßte suchen, welche Bruchstellen aneinanderpassen und wenn man alle gefunden hätte, dann ergäbe sich ein einziges und schönes Gebilde:

der Friede. Offenbar wissen die Menschen um dieses Gebilde, aber es existiert nicht, wenigstens nicht mehr; es existieren nur der Scherbenhaufen, die Bruchstücke – und obwohl man weiß, wenigstens irgendwie weiß, wie das Ganze aussehen würde, kann niemand die Stücke wieder zusammensetzen. Niemand.

Warum eigentlich? Heute kann man doch so vieles, buchstäblich «unglaublich» vieles. Warum soll man nicht auch den Frieden machen können? Ich habe ein deutsches etymologisches Wörterbuch nachgeschlagen. Dort fand ich, daß Friede sowohl mit Freundschaft wie mit Freude zu tun hat. Die Sprache hat ihre Wurzeln in den Tiefen der Seele. (Das griechische Wort für Frieden ist ursprünglich eine Bezeichnung für das Gute.) Deutet das nicht darauf hin, daß Friede etwas Persönliches ist? Von Sachen kann man den Frieden nicht aussagen, Friede ist etwas an Personen und zwischen Personen. Und zwar gehört er eigentlich nicht zum Bereich des Erkennens, sondern zu dem des Anerkennens, zum Wollen, wenn wir schon diese beiden Bezirke im einen Menschen unterscheiden. Er hat also auch mit der Freiheit zu tun.

Wir haben Fortschritte gemacht – «unglaubliche» Fortschritte! In welchem Bereich? Im Bereich des Erkennens. Im Erkennen der Gesetze der Welt, der toten Welt und der lebendigen. Auch im Bereich der Gesetze der Seele, gewiß. Wir sind darin weiter als die Menschheit es jemals war. Wir haben gefunden, wie alles in der Welt und im einzelnen Menschen zusammenhängt. Was für die früheren wie Bruchstücke nebeneinander lag, deren Nahtstellen man nicht kannte, von denen

man nicht wußte, wie das eine in das andere greift, das ist für uns eine überschaubare und in seine Teile zerlegbare Einheit geworden. Ja, auch zerlegen können wir – auf dem Zerlegen beruht unsere Fähigkeit, Atombomben herzustellen. Aber auf diesem ganzen Weg haben wir den Frieden nicht gefunden. Viel eher das Gegenteil, den Krieg.

Warum? Nicht vielleicht darum: weil der «Friede» in dieser Richtung gar nicht verborgen war? Nicht das ist die Ursache des Unfriedens der Menschen, daß sie bedroht werden von einer ihnen feindlichen Natur oder von Störungen im seelischen Mechanismus. Der Friede liegt in einer anderen Richtung: im freien Tun der Menschen, in der Freundschaft von Mensch zu Mensch, in der Freude am Guten. In dieser Richtung haben wir keine großen Fortschritte gemacht und deshalb sind wir trotz aller «unglaublichen» Fortschritte dem Frieden nicht näher gekommen.

Im Gegenteil: während man früher viel Mühe und Sorgfalt darauf verwandte, in der zweiten Richtung zu denken – wie kommt man zum Guten im Menschen, war die große Frage –, hat mehr und mehr die Frage nach dem gescheiterten Menschen die andere aufgeessen. Nun sind wir gescheitert – und Kümmerlinge im Guten. Ja sogar das Organ für das Gute ist uns verkümmert und es macht sich nur noch fühlbar in der rudimentären Form der Angst vor dem Krieg! Weil aber die Angst ein schlechter Berater ist, so ist gerade sie es, die uns nur noch weiter weg vom Frieden bringt. Aus lauter Angst machen wir Dinge, die erst recht zum Krieg führen werden. Der Friede ist ein Ziel, das man positiv anstreben muß, dem man nachläuft, nicht etwas, worum man Mauern zieht oder was man verstecken kann.

Jetzt endlich sind wir bei Weihnachten angekommen, diesem Fest des Friedens, das wir so gern mißverstehen. Hier ist es Nacht. Nicht deshalb, weil das, was hier geschieht, im Verborgenen bleiben soll. «Was ihr in der Kammer gehört, das predigt auf den Dächern» wird es später heißen. Nacht ist es nur deshalb, weil der Friede nicht irgendwo an der Außenfläche des Lebens, sondern ganz innen in den innersten Kammern des Menschen seinen Anfang nehmen muß. Wohl gemerkt: wir reden jetzt vom großen Frieden, der alles umfaßt, nicht von den Bruchstücken.

Hier wird nun nicht etwas erkannt. Hier geschieht etwas, und zwar etwas Persönliches. Es ist ein Schritt in der Richtung Freundschaft. Eine Freundschaft wird nicht nur angeboten, sie wird hergestellt. Wir sagen: Gott wird Mensch. Die Ursache allen Unfriedens ist für uns Christen der Bruch des Menschen mit Gott. Damals hat der Mensch, um zu «erkennen», vom Baum der «Erkenntnis» gegessen und dafür die Anerkennung Gottes geopfert. An dieser Stelle mußte der Friede wieder neu begründet werden. Es geschah dadurch, daß Gott den Menschen anerkannte. Er sprach in seiner Freiheit ein Ja zum Menschen, das sich in kein Nein mehr verwandeln läßt. Ein sehr konkretes Ja aus Fleisch und Blut. Das steckt nun drin in der Welt, die Gott nicht mehr entlaufen

kann. Da war nun ein Mensch, der Gott Vater (und nicht neidischen Gott und nicht beleidigten Herrn) nennen mußte und nennen durfte und nannte. Damit war eine Freundschaft begründet und ein Friede und eine Freude. Ganz unten und ganz innen war das geschehen im Innern der Menschheit und von der früheren Feindschaft sind nur zwei Dinge übriggeblieben. Das eine ist die Auswirkung auf alle Beziehungen der Menschen untereinander, eben die Folgen. Nun das sollte sich auswachsen. Das andere aber ist, daß man diesen Frieden nicht sehen kann mit den Augen des Verstandes, um dessentwillen man den ursprünglichen Frieden geopfert hatte. Es ist das Auge des Glaubens, das hier allein sehend ist, obwohl es sich doch um ganz greifbare Dinge handelt. Das ist – kann man sagen – der Preis, der jetzt zu bezahlen ist. Wer ihn zahlt, der ist ein Mensch «guten Willens», oder alle die «guten Willens» sind haben damit eigentlich den Preis bezahlt. Wir sehen: wiederum liegt der Friede im Willen und nicht im Verstand. Im Gutes-Wollen. Von dieser Wurzel her wächst nun der Friede von der Freundschaft mit Gott zu der Freundschaft von Mensch zu Mensch – immer weiter. Wer nicht will, wird nicht gezwungen, denn Freundschaft kann man nicht erzwingen. Wer aber will, der wird versuchen, Freundschaften anzuknüpfen allüberall, und er wird gar keinen Menschen ausschließen wollen. Wirklich gar keinen. Nur wer das vollkommen ernst nimmt, der lebt aus der echten Wurzel des Friedens. Gott ist nicht nur für einige Mensch geworden, sondern für alle. Jesus nannte sich nicht Nationalheros oder in irgendeiner sonstigen Beschränkung als für nur einige gekommen, er nannte sich der Menschensohn.

Sein erstes Ziel war nicht, andere zu beschenken. Es war, ihr Freund zu sein. Da lese ich in einem neuen Buch: «Der Wohltäter hängt an dem, den er sich verpflichtet, der Retter am Geretteten. Man könnte sagen, daß manche Menschen in ihren eigenen Augen wachsen, wenn ihr ‚gutes Herz‘ ihnen aus den Augen des Nächsten entgegenleuchtet. Warum soll man sich wundern, daß die ‚Spiegel‘ sie am Ende nicht mehr ausstehen können! Das macht die Nächstenliebe der Christen so hassenswert» (Luc Estang: «Das Verhör»). Eben das ist nicht christliche Nächstenliebe! Christliche Nächstenliebe strebt nicht danach, in erster Linie «Wohltäter» zu schaffen, sondern sie will Freunde, echte Freunde! Den Knecht beschenkt man, Paternalismus nennt das die Soziologie. Das schafft Klassenfeindschaft. Freundschaft teilt alles, was man hat – und wartet gar nicht auf ein «Danke». So hat Gott an Weihnachten getan. Später sagte er zu seinen Jüngern: «Ich nenne euch nicht mehr Knechte, sondern Freunde», das heißt: nicht mehr Beschenkte, sondern Mitteilhaber. Wir machen an Weihnachten einander Geschenke. Die Gefahr ist groß, daß wir damit den ganzen Sinn dieses Festes verfälschen! Ein Fest der Freundschaft muß Weihnachten sein – vom Innersten her. Nur so wird es ein Fest des Friedens und der Freude sein für alle, die guten Willens sind – und daraus wächst der große Friede, den man heute nicht finden kann.

M. Galli

Wir wünschen unsern Lesern Gottes Gnade und Segen zum Christfest und zum neuen Jahr 1959

REDAKTION und ADMINISTRATION der «ORIENTIERUNG»

Ein unklares Kapitel der Apostelgeschichte im Lichte von Qumran

Wer die Apostelgeschichte durchliest, wird sich bewußt, daß der Titel nicht zum Inhalt paßt. Denn es wird uns gar nicht vom Schicksal der einzelnen Apostel berichtet. Vom 4. Vers des 16. Kapitels an bis zum Schluß der Apostelgeschichte werden die zwölf Apostel überhaupt nicht mehr erwähnt. Es ist nurmehr von Paulus die Rede. Aber selbst das Leben des Paulus wird nicht bis zu Ende erzählt, sondern bricht ab mit seiner Gefangenschaft in Rom. Auch der erste Teil der Apostelgeschichte bietet nicht das, was nach dem deutschen Titel zu erwarten wäre. Drei Apostel, nämlich Judas, Jakobus und Johannes, werden gelegentlich erwähnt; sonst aber liegt das Hauptgewicht auf einzelnen Reden und Taten des Petrus.

Dieses Mißverhältnis zwischen Titel und Inhalt geht aber nicht zu Lasten des Lukas. Denn einmal suggeriert der im Deutschen gebräuchliche Titel «Apostelgeschichte» etwas anderes als die genaue Übersetzung des griechischen Titels, die lautet: «Taten der Apostel». Aber selbst der griechische Titel stammt wahrscheinlich nicht von Lukas. Denn Lukas hat die Bezeichnung «Apostel» für die zwölf Jünger des Herrn reserviert, so daß nach seiner Terminologie der Titel «Apostel» dem Paulus nicht zukommt, der nun aber doch die Hauptfigur des zweiten Teiles der Apostelgeschichte ist.

Diese paar Hinweise sollen uns davor bewahren, mit falschen Vorstellungen an die Apostelgeschichte heranzugehen. Denn sobald wir von Geschichte reden, erwarten wir eine Darstellung, die die natürlichen Faktoren der Entwicklung wie soziale, wirtschaftliche und politische Verhältnisse und das Lebensgefühl einer Epoche so in Rechnung stellt und miteinander verknüpft, daß ein psychologisch notwendiger Ablauf der Ereignisse vor uns ersteht. Das aber bietet uns die Apostelgeschichte nicht. Wohl geht es ihr um ein Geschehen innerhalb der Geschichte, nämlich um die Ausbreitung des Wortes Gottes. Aber hiebei interessiert sich Lukas nicht für die natürlichen Faktoren wie etwa die Pax Romana und die mit ihr gegebenen Verkehrswege, auch nicht für die übernationale Kultur des Mittelmeerraumes, die man als Hellenismus bezeichnet. Ihm geht es darum, zu zeigen, daß die Ausbreitung des Wortes Gottes eine Tat Gottes ist.

Soll nun diese schriftstellerische Absicht in der Darstellung zum Ausdruck kommen, soll sie für den Leser zur anschaulichen Gestalt werden, so muß das zur Verfügung stehende Material unter diesem Gesichtspunkt gesichtet werden. Nicht alles Material war in gleicher Weise geeignet, das Tun Gottes zu veranschaulichen. Wenn also Lukas kein vollständiges Bild vom Werden der Kirche vermitteln will, so ist klar, worin die Bedeutung der Entdeckung neuer Dokumente aus der Zeitenwende liegt. Man stellt sich unwillkürlich die Frage, ob diese Dokumente irgendwelche Angaben enthalten, die das von Lukas Berichtete erhellen und vervollständigen. Inwiefern nun die Handschriften vom Toten Meer ein Beitrag zur Aufhellung der Apostelgeschichte sind, möchten wir anhand eines Beispiels aufzeigen.

EINE LÜCKE IM BERICHT ÜBER DIE WAHL DER SIEBEN

Die ersten Verse des 6. Kapitels der Apostelgeschichte berichten in folgenden Worten von der Wahl der Sieben:

«In diesen Tagen, da sich die Jünger mehrten, erhob sich ein Murren der Hellenisten gegen die Hebräer, weil bei der täglichen Unterstützung ihre Witwen vernachlässigt wurden. Da beriefen die Zwölf die Vollversammlung der Jünger und sprachen: „Es ist Gott nicht wohlgefällig, daß wir, das Wort Gottes verlassend, für die Mahlzeiten sorgen. Erseht euch aber, Brüder, sieben Männer mit gutem Ruf aus eurer Mitte, voll Geist und Weisheit, die wir für diese Aufgabe einsetzen werden. Wir aber werden

beim Gebet und Dienst des Wortes verbleiben.“ Und es gefiel das Wort angesichts der ganzen Versammlung, und sie erwählten den Stephanus, einen Mann voll Glauben und heiligem Geist, und Philippus und Prochorus und Nikanor und Timon und Parmenas und Nikolaos, einen antiochenischen Proselyten, welche sie vor die Apostel stellten, und unter Gebet legten sie ihnen die Hände auf. Und das Wort Gottes wuchs, und es mehrte sich die Zahl der Jünger in Jerusalem sehr, und eine große Menge der Priester wurde dem Glauben gehorsam.»

Der katholische Exeget A. Wikenhauser schreibt in seinem Kommentar zu dieser Stelle: «Das Textstück 6, 1–6 ist nicht ganz durchsichtig. Es scheint eine stark verkürzte Berichterstattung vorzuliegen.»¹ Und die neueste, erst vor kurzer Zeit erschienene Studie zu diesem Problem, «*St. Stephen and the Hellenists*» von Marcel Simon, beginnt mit folgender Feststellung: «Bezüglich der Geschichte der frühen Kirche gibt es wohl kaum ein Problem, das so umstritten ist, wie jenes, das sich aus dem 6. und 7. Kapitel der Apostelgeschichte ergibt. Hierüber ist schon viel gesagt und geschrieben worden und es ist geradezu verblüffend, welche gegensätzliche Meinungen zu diesem Problem vorgebracht worden sind.»²

Die Probleme, die der Bericht von der Wahl der Sieben aufgeworfen hat, treten am klarsten hervor, wenn wir diesen Bericht unter einem dreifachen Aspekt betrachten, nämlich in seiner Spannung zu dem, was dem Bericht vorausgeht und was auf ihn folgt, und in den Merkwürdigkeiten, die der Bericht in sich selber enthält.

Werfen wir zunächst einen Blick auf die gegensätzliche Darstellung, die das Leben der Urgemeinde von Jerusalem im 6. Kapitel der Apostelgeschichte einerseits und in den vorangegangenen Kapiteln andererseits erfährt.

In Kapitel 4, 32 heißt es: «Die Menge der Gläubig gewordenen aber war ein Herz und eine Seele.» Das kommt darin zum Ausdruck, daß sie «täglich einmütig im Tempel verharrten und abwechselnd von Haus zu Haus das Brot brachen und die Speise zu sich nahmen mit Frohlocken und in Lauterkeit des Herzens», wie es 2, 46 heißt. Im Bericht über die Wahl der Sieben vernehmen wir nun plötzlich, daß es innerhalb der Gemeinde von Jerusalem zwei Gruppen gab, die Hebräer und die Hellenisten, und daß zwischen diesen beiden Gruppen eine Spannung bestand. Höchst überraschend ist auch das, was als Grund der Spannung angegeben wird, nämlich die materielle Not, in der sich die Witwen der hellenistischen Gruppe befinden. Wie stimmt aber das zu dem, was Lukas im 4. Kapitel schreibt: «...auch nicht einer sagte, daß etwas von seinem Besitz sein eigen sei, sondern alles war ihnen gemeinsam»? Diese Feststellung wird einen Vers später noch präzisiert: «Denn es war auch kein Bedürftiger unter ihnen, alle nämlich, welche Besitzer von Grundstücken oder Häusern waren, veräußerten sie, brachten den Erlös des Verkauften ..., und man teilte jedem aus, je nachdem einer es nötig hatte.»

Man kann sich des Eindrucks kaum erwehren, daß sich die Schilderungen des Gemeindelebens in den ersten fünf Kapiteln zum Bericht über die Wahl der Sieben so verhalten wie das Idealbild zur Wirklichkeit: die Christengemeinde, wie sie sein sollte und wie sie tatsächlich ist. Hinzu kommt nun, daß der Bericht über die Wahl der Sieben in sich selbst einige Unklarheiten enthält.

Es werden sieben Männer ausgewählt und eingesetzt für den Dienst an den Armen. Es entsteht also der Eindruck, daß ein neues Amt geschaffen wird. Tatsächlich hat aber das Murren der Hellenisten gegen die Hebräer zur Voraussetzung, daß dieses Amt bereits bestand, nur daß es von den Hebräern ausgeübt worden war. Da in Kapitel 4, 35 erwähnt wurde, daß der Erlös von den verkauften Grundstücken und Häusern den Aposteln übergeben wurde, neigt man zu der Vermutung, daß die Apostel selbst diesen Dienst gegenüber den Armen versehen hatten. Wird diese Vermutung nicht zur Gewißheit,

¹ Die Apostelgeschichte, Regensburger Neues Testament, 1951, S. 64.

² Longmans, London, 1958, S. 1.

wenn die Zwölf vor der Versammlung sagen: «Es ist nicht angemessen, daß wir das Wort Gottes vernachlässigen und bei den Tischen Dienst tun»? Muß man hieraus schließen, daß das Murren gegen die Hebräer ein Euphemismus ist für eine Opposition gegen die Apostel? Ferner wird man sich fragen, wie sich denn ein solcher Zustand ergeben konnte, daß die Witwen der Hellenisten gewohnheitsmäßig übersehen wurden. Lag die Ursache der Spannung zwischen den beiden Gruppen in der Ungerechtigkeit bei der Almosenverteilung? Oder war es eher umgekehrt: weil ein Gegensatz zwischen den beiden Gruppen bestand, deshalb wirkte sich dieser Gegensatz unter anderem auch bei der Almosenverteilung aus? Worin aber bestand dieser Gegensatz grundsätzlicher Art?

Will man diese Fragen auf Grund der späteren Kapitel der Apostelgeschichte klären, so stößt man nur auf neue Merkwürdigkeiten.

Im Bericht über die Wahl der Sieben werden die Predigt-tätigkeit und die Armenpflege als zwei Ämter dargestellt, von denen jedes den ganzen Menschen in Anspruch nimmt, so daß derselbe Mann nicht beide Ämter ausüben kann. Einer von den Sieben war Philippus. Von ihm aber wird in Kapitel 8, 5 berichtet: «Philippus aber kam in die Hauptstadt Samariens und predigte ihnen Christus.» In Kapitel 21, 8 wird Philippus wiederum erwähnt als einer von den Sieben, aber er wird ausdrücklich Evangelist genannt. Diese beiden Stellen lassen es eher als fraglich erscheinen, ob die Sieben tatsächlich hauptamtlich Armenpfleger waren. Dieselbe Frage stellt sich auch im Hinblick auf Stephanus. Obwohl er einer der sieben Armenpfleger war, wird von ihm erzählt, er habe große Wunder gewirkt und sich in Disputationen mit hellenistischen Juden ausgezeichnet. So scheinen also auch bei Stephanus Predigt-tätigkeit und Armenpflege zwei Ämter zu sein, die sehr wohl miteinander vereinbar sind. So unklar wie das Amt der Sieben ist aber auch die Stellung der Hellenisten, aus deren Reihen die Sieben stammen. Im unmittelbaren Anschluß an den Bericht über die Steinigung des Stephanus hören wir von einer Verfolgung, die sich dahin auswirkte, daß alle Christen zerstreut wurden, nur nicht die Apostel. Da aber nach Lukas kurz nach der Verfolgung wieder eine blühende Christengemeinde in Jerusalem lebt, kann der katholische Exeget A. Wikenhauser nicht umhin festzustellen: Da die Gemeinde nicht so rasch hätte wieder aufgebaut werden können, «wenn sie völlig vernichtet worden wäre, so wird man den Schluß ziehen müssen, daß die Verfolgung, die durch den Prozeß des Stephanus ausgelöst wurde, in Wirklichkeit nur die Gruppe der Hellenisten traf, der übrige Teil der Gemeinde aber unbehelligt blieb».

Diese Feststellung Wikenhausers führt zwangsläufig zu der Frage: War denn der Riß zwischen den Hellenisten und den Hebräern so groß, daß er nach außen in Erscheinung trat? Woran konnten die Außenstehenden die Hellenisten von den Hebräern unterscheiden? Hatten die Hellenisten eine eigene Organisation; kamen sie in besonderen Häusern zusammen; gingen sie vielleicht nicht in den Tempel? Ist etwa letzteres, die Stellung zum Tempel, der Grund, warum die Hellenisten verfolgt wurden, nicht aber die Hebräer?

Mit diesen Fragen ist die Lücke im Bericht über die Wahl der Sieben klar umschrieben: Wir bekommen keine Auskunft über die eigentliche Ursache der Aufspaltung der Urgemeinde in zwei Gruppen. Denn der Grund, den die von Lukas benützte Tradition angibt, nämlich die Unzufriedenheit wegen der Almosenverteilung, paßt nicht zu den übrigen Angaben der Apostelgeschichte.

DIE NATUR DES KONFLIKTES ZWISCHEN HEBRÄERN UND HELLENISTEN

Versucht man, sich eine Vorstellung zu machen von dem Gegensatz zwischen den Hebräern und den Hellenisten, so wäre es normalerweise das Nächstliegende, von den Namen

dieser beiden Gruppen auszugehen. Aber das scheidet daran, daß das Wort «Hellenisten» sich weder in der griechischen noch in der hellenistisch-jüdischen Literatur findet. So ist es nicht erstaunlich, daß der Ausdruck «Hellenisten» verschieden gedeutet wird. Die Mehrheit der Exegeten vertritt die Ansicht, es handle sich um Judenchristen, die in der Diaspora aufgewachsen und sich nachträglich in Jerusalem niedergelassen haben. Die Minderheit der Exegeten sieht in den Hellenisten eigentliche Griechen, also Heidenchristen. Windisch, der im Theologischen Wörterbuch von Kittel beide Ansichten sachlich darlegt, kommt zum Schluß, daß gegen beide Auffassungen Gegengründe vorgebracht werden können.

Lassen wir also die Wortbedeutung von «Hellenisten» beiseite und fragen wir nach den Besonderheiten, die das Denken und Handeln der Hellenisten von anderen Gruppen unterscheiden. Der in dieser Hinsicht ergiebigste Text ist die Verteidigungsrede des Stephanus, des Wortführers der Hellenisten (Apg. 7, 1-53).

Vor dem Hohen Rat wurde gegen Stephanus die folgende Anklage vorgebracht:

«Dieser Mensch hört nicht auf, Reden wider die heilige Stätte und das Gesetz zu führen. Denn wir haben ihn sagen hören: Dieser Jesus, der Nazoräer, wird diese Stätte zerstören und die Gebräuche ändern, die Mose überliefert hat» (Apg. 6, 13).

Würden wir uns auf das spontane Einfühlungsvermögen verlassen, so käme uns der Ernst und der bedrohliche Charakter dieser Anklage gar nicht zum Bewußtsein. Denn auf uns wirkt sie vor allem als eine Prophezeiung dessen, was sich tatsächlich ereignet hat: der Tempel ist zerstört und das Gesetz des Mose ist zum größten Teil fallen gelassen worden. So müssen wir uns daran erinnern, daß für die jüdischen Zeitgenossen des Stephanus ein Angriff auf den Tempel ein Angriff auf den Mittelpunkt ihres Lebens war. Seit der Rückkehr aus dem Exil war das ganze Leben auf den Tempel zentriert. Denn seit dem Verlust der politischen Unabhängigkeit bestand die nationale Existenz der Juden nur mehr unter der Form eines Kultverbandes. Er allein grenzte Israel gegen die andern Völker ab; er allein ermöglichte das soziologische In-Erscheinung-Treten der Sonderstellung Israels als Bundesvolk.

Für eine religionsgeschichtliche Betrachtungsweise erweist sich somit die gegen Stephanus erhobene Anklage als äußerst schwerwiegend. Offenbar war sie das auch in den Augen des Lukas. Verschiedene Details zeigen nämlich, daß Lukas die Verurteilung und den Tod des Stephanus als Parallele zur Passion Jesu darstellen wollte. Deshalb muß auffallen, daß Lukas bei seiner Darstellung der Passion Jesu, die sich eng an die Passionsgeschichte nach Markus anschließt, etwas ausläßt, das sich in seiner markinischen Vorlage findet, nämlich die Episode der falschen Zeugen mit den Jesu zugeschriebenen Worten von der Zerstörung des Tempels. Wenn wir auch bloß Vermutungen anstellen können über die Beweggründe, die Lukas zu dieser Abweichung von seiner Vorlage geführt haben, so bleibt die Tatsache doch bestehen, daß die falschen Zeugen und die gegen den Tempel gerichteten Äußerungen im Prozeß gegen Stephanus verwendet werden.

Da Lukas die Zeugen, die Stephanus seine Rede gegen den Tempel und das Gesetz vorwerfen, falsche Zeugen nennt, würde man erwarten, daß die Verteidigungsrede des Stephanus darauf ausgerichtet wird, die Anklage zurückzuweisen. Tatsächlich kommt die Rede des Stephanus, die eine zur Anklage gegen die Juden gestaltete Rekapitulation der Geschichte Israels darstellt, auch auf den Tempel zu sprechen. In Stichworten wird die Geschichte des Tempels skizziert: zuerst wird das heilige Zelt in der Wüste erwähnt, dann der Tempelbau, der von David geplant und von Salomo ausgeführt wurde. Diese Geschichts-Skizze kulminiert in dem Satz:

«Doch der Höchste wohnt nicht in Bauwerken von Menschenhand.»

Dieser Satz wird dann noch erhärtet mit einem Zitat aus dem Propheten Jesaja.

Das ist nun doch eine höchst bemerkenswerte Art einer Verteidigungsrede. Denn die Anklage der falschen Zeugen wird gar nicht zurückgewiesen, sondern im Gegenteil bestätigt und mit einer soliden Begründung versehen: Weil Gott nicht an den Tempel gebunden ist, weil Gott nicht im Tempel wohnt, darum kann der Tempel zerstört werden, ohne daß der Gottesglaube des Menschen irgendwelchen Schaden leidet. Ob man nun diese Haltung des Stephanus als Tempelfeindlichkeit bezeichne oder ob man es vorziehe, sie mit einem milderen Wort zu charakterisieren, so kommt man doch nicht an der Feststellung vorbei, daß Stephanus eine Haltung einnimmt, die im Gegensatz steht zur Haltung der Hebräer in der Urgemeinde.

Von den Aposteln wird eben nicht nur berichtet, daß sie im Tempel lehrten (5, 20), sondern auch, daß sie im Tempel beteten: «Und täglich verharrten sie einmütig im Tempel» (2, 46). Aber offenbar suchten sie den Tempel nicht nur für gemeinsame Gebetsübungen auf, sondern gingen auch zu individuellem Gebet in den Tempel: «Petrus aber und Johannes gingen zur Stunde des Gebetes, der neunten, in den Tempel hinauf» (3, 1). Dieser Lebensstil der Apostel hat etwas Merkwürdiges. Stellen wir uns einmal vor, daß katholische Priester regelmäßig in die Synagoge zum Gebet gehen würden. Oder was würde man sagen, wenn ein Konvertit weiterhin an den protestantischen Gottesdiensten teilnähme? Würde man aus einem solchen Verhalten nicht den Schluß ziehen, daß dieser Konvertit der Meinung ist, man könne gleichzeitig Katholik und Protestant sein? War es aber nicht gerade bei den Aposteln so, daß sie meinten, man könne gleichzeitig dem jüdischen und dem christlichen Glauben anhängen? Ja, gingen sie nicht noch weiter, wenn sie meinten, man könne nicht Christ sein, ohne gleichzeitig Jude zu sein? Nur auf dem Hintergrund einer solchen Überzeugung wird der Kampf verständlich, der sich in der Urkirche um die Beschneidung entspann: Wer Christ werden will, muß beschnitten werden, weil man nicht Christ werden kann, ohne Jude zu sein. Haben also die Apostel nicht genau das getan, was man nach Jesu Wort gerade nicht tun sollte:

«Man füllt auch nicht neuen Wein in alte Schläuche; sonst zerreißen die Schläuche und der Wein wird verschüttet und die Schläuche gehen zugrunde. Sondern man füllt den neuen Wein in neue Schläuche; dann bleiben beide miteinander erhalten» (Mt. 9, 17)?

Die Tempelfrömmigkeit, das war der alte Schlauch, und die Christusfrömmigkeit, das war der neue Wein. Somit verbirgt sich hinter der Antwort des Stephanus: «doch der Höchste wohnt nicht in Bauwerken von Menschenhand» ein Konflikt in der Urkirche, ein Konflikt zwischen den Hebräern und den Hellenisten. Inhalt dieses Konfliktes war die Stellung zum Tempel. Wie aber konnte es zu diesem Konflikt kommen?

Das ist weniger dunkel, als es auf den ersten Blick scheint. Es genügt, auf Jesu eigene Haltung gegenüber dem Tempel zu achten. Jesus hat im Tempel gelehrt. Er hat an den jüdischen Festen im Tempel, wie zum Beispiel dem Laubhüttenfest, teilgenommen. Auch nannte er den Tempel «Haus des Gebetes» und «Haus des Vaters». Somit konnten sich die Apostel für ihre positive Einstellung zum Tempel auf dieses Beispiel und auf diese Worte Jesu berufen.

Aber Jesus hat den Tempel nicht nur bejaht, sondern er hat ihn auch überboten. Auf die Frage der Samariterin, wo man anbeten müsse, auf dem Berge Garizim oder in Jerusalem, antwortet Jesus: «Weib, glaube mir, die Stunde kommt, wo ihr weder auf diesem Berge noch in Jerusalem den Vater anbeten werdet» (Joh. 4, 21). Bei der Diskussion über das Ährenrupfen am Sabbat enthüllt Jesus die Bedeutung seiner Person durch das Wort: «Hier ist Größeres als der Tempel» (Mt. 12, 6). Nach der Tempelreinigung begründet Jesus seine Vollmacht mit dem Wort: «Brecht diesen Tempel ab, und in drei Tagen will ich ihn wiedererstehen lassen» (Joh. 2, 19). Und der Evan-

gelist fügt hinzu, daß die Jünger den Doppelsinn dieses Wortes erst nach der Auferstehung begriffen hatten.

Diesen Hinweis des Johannes könnte man rein zeitlich verstehen: die Jünger brauchten Zeit, bis sie begreifen konnten, daß Christus der neue Tempel ist. Aber wir haben bereits festgestellt, daß der Aufbruch zu dieser neuen Erkenntnis nicht nur eine Frage der Zeit, sondern auch eine Frage der soziologischen Schichtung der Urgemeinde von Jerusalem war. Aus der Verteidigungsrede des Stephanus haben wir ersehen, daß die Hellenisten den Tempel von Jerusalem verwarfen. Sie stehen also auf der Linie jener Worte Jesu, die den Tempel überbieten. Aber wie erklärt es sich, daß sich gerade bei ihnen diese Offenheit für das Neue findet, während die Gruppe der Hebräer mit den Aposteln nur das aus dem Beispiel und aus den Worten Jesu heraushörten, was Bejahung des Tempels war, und daß sie deshalb glaubten, am Alten festhalten zu müssen? Worin bestand der soziologische Unterschied der beiden Gruppen? Was waren die Hellenisten für Leute? Von welchem geistigen Horizont kamen sie her? Mit dieser Frage stehen wir an jenem Punkt, wo wir die Handschriften vom Toten Meer befragen müssen. Finden sich in ihnen Zeugnisse von einer Religiosität, die dem Tempel gegenüber kritisch eingestellt war?

DIE ESSENER UND DER TEMPEL

Philo, der jüdische Schriftsteller in Alexandrien, berichtet in seiner Schrift «Jeder gute Mensch ist frei» von den Essenern. Er findet es passend, den Namen «Essener» von dem hebräischen Wort für «heilig» abzuleiten, weil die Essener sich im Dienste Gottes ausgezeichnet haben. Dann betont er, daß ihre Gottesverehrung nicht darin bestanden habe, Tieropfer darzubringen, sondern darin, daß sie auf ihr inneres Leben achteten und es heiligten.³ Natürlich kann man Philo im Verdacht haben, daß es ihm weniger darum ging, ein getreues Bild von den Essenern zu vermitteln, als vielmehr zu zeigen, daß die jüdische Religion ein Ideal darstelle, das auch vom religiösen Gedanken gut des Hellenismus nicht überboten werde. Die Ablehnung der Tieropfer durch die Essener würde also nicht dem historischen Tatbestand entsprechen, sondern wäre eine bloß literarische und propagandistische Angleichung der Essener an die religiösen Vorstellungen der Neupythagoräer und der Gnostiker. Denn nach diesen kann man das höchste Sein nur ehren durch das, was im Menschen das Höchste ist, nämlich durch den Geist.⁴

Läßt sich aber diese Skepsis gegenüber dem Bericht des Philo noch aufrecht erhalten, wenn man in der «Regel der Kommunität» von Qumran die folgende Stelle findet:

«Wenn diese Dinge in Israel eintreffen, (...), dann wird der Heilige Geist ein Fundament für die ewige Wahrheit sein: die Schuld der Übertretung und die ruchlose Sünde werden getilgt sein; Gnade wird der Erde zuteil werden ohne das Fleisch der Brandopfer und ohne das Fett der Opfer. Die ‚Darbringung der Lippen‘ wird sein (...) wie Wohlgeruch auf dem Altar; Vollkommenheit der Lebensführung wird sein wie die Gabe, die Gott wohlgefällig ist.»⁵

Die Ausdrucksweise dieses Textes ist von einer befremdlichen Kompliziertheit. Deshalb hat G. Vermès seine französische Übersetzung dieser Stelle mit folgendem Kommentar versehen: «Das Sühnewerk muß auf den Heiligen Geist gegründet sein und nicht auf die blutigen Opfer. Das Gebet wird an die Stelle der Opfer treten. Die Sadokiten (d.h. die Bundesleute von Qumran) stehen in Opposition zum Tempel.»⁶

Könnten wir uns auf diesen Text aus der «Regel der Kommunität» verlassen, so hätten die Qumraner eine jüdische Sekte

³ Quod omnis probus liber sit, 75. (In der Ausgabe von F. H. Colson, Band IX, S. 54.)

⁴ Belege bei A. Dupont-Sommer: «Nouveaux aperçus sur les Manuscrits de la Mer Morte», S. 178, A. 13.

⁵ 1 QS IX, 3-5.

⁶ «Les manuscrits du désert de Juda», S. 151.

gebildet, die die blutigen Opfer des Jerusalemer Tempels ablehnte und einen vergeistigten Kult forderte. Tatsächlich hat aber vor ungefähr drei Jahren eine Diskussion eingesetzt, die das eben dargelegte Verständnis des aus der «Regel der Kommunität» zitierten Textes in Frage stellt. Ausgangspunkt dieser Diskussion ist die «*Damaskusschrift*», die eine Verordnung bezüglich der Sendung von Opfern an den Tempel enthält. Es wird bestimmt, daß niemand eine Gabe für den Tempel durch einen kultisch unreinen Mann überbringen lassen soll.⁷ Eine solche Bestimmung hat doch nur dann einen Sinn, wenn die Essener am Tempel und seinem Kult interessiert sind.

Hiegegen könnte man nun allerdings geltend machen, daß die Essener eine Entwicklung durchgemacht haben, die sich unter anderem auch in ihrer Lehre und Stellung zum Tempel auswirkte. Die verschiedenen Schriften, die der Bewegung von Qumran entstammen, würden dann ein je verschiedenes Stadium der Entwicklung widerspiegeln. Es besteht kein Zweifel, daß jene Forscher, die ihrer Interpretation von Qumran eine solche verschiedene Etappen umfassende Entwicklung zugrundelegen, zu einer Synthese der verschiedenen Elemente der Funde vom Toten Meer gekommen sind, die am ehesten zur hellenistischen und römischen Epoche Palästinas paßt. Aber selbst die Annahme einer solchen Entwicklung vermag unser Problem nicht zu lösen. Denn die Mehrheit der Forscher ist der Ansicht, die «*Damaskusschrift*» sei die jüngste der nicht-biblischen Schriften von Qumran. Somit können wir nicht annehmen, es habe eine Entwicklung von einer anfänglichen Bejahung des Tempelkultes zu einer immer größeren Distanzierung von diesem Kult stattgefunden. Das Zeugnis der *Damaskusschrift* würde also eher zu der Hypothese führen, daß die Essener im jüngsten Stadium ihrer Entwicklung am Tempel und seinem Kult interessiert waren. Somit ständen sie der Gruppe der Hebräer in der Urgemeinde viel näher als der Gruppe der Hellenisten.

Ein neues Element zu dieser Debatte über die Stellung der Essener zum Tempel hat M. Baillet geliefert. Unter den Fragmenten von Qumran, deren Bearbeitung ihm übertragen worden war, befand sich ein aramäisches Fragment aus der zweiten Höhle, das er unter dem Titel «*Beschreibung des neuen Jerusalem*» veröffentlicht hat.⁸ Der Herausgeber vergleicht den Inhalt dieses bruchstückhaft erhaltenen Textes mit dem Buch des Propheten Ezechiel, der in einer Vision den Tempel ausgemessen und die Liturgie geschaut hat. So hätten wir es im Fragment «*Beschreibung des neuen Jerusalem*» mit einer Zukunftsschau

⁷ CDC XI, 19.

⁸ «*Revue Biblique*», 1955, S. 222.

Wege kommunistischer Eroberung

Jan Librach warnt davor, die übliche Unterscheidung zwischen Außenpolitik und Innenpolitik auf die Sowjetunion anzuwenden. «Sowjetrußland ist im Grunde nichts anderes als eine nationale Machtbasis für eine Gruppe von Menschen, die eine Expansionsbewegung mit dem Ziel der totalen Kontrolle über alle menschlichen Gesellschaften aufgebaut haben.»¹ Die Kommunisten, geführt von ihrem Moskauer Revolutionsgeneralstab, breiten ihre Macht aus mit Hilfe von Armeen und Diplomaten sowie mit der Unterstützung durch fünfte Kolonnen und unwissende Helfer unter ihren Opfern. Sie haben in den 41 Jahren seit der kommunistischen Machtergreifung in Rußland viel erreicht: über 935 Millionen Men-

¹ Im «*Handbuch des Weltkommunismus*», herausgegeben von J. M. Bochenski und Gerhart Niemeyer, Karl Alber, Freiburg/München, 1958, S. 205.

des Israel der messianischen Zeit zu tun: dann werden der Tempel und sein Kult ganz heilig sein. Auf Grund dieses Textes kam Baillet zu der interessanten Schlußfolgerung: Die Qumraner haben weder den Tempel noch seinen Kult prinzipiell abgelehnt. Sie verwarfen nur den konkreten Zustand des Tempelkultes, insofern der Tempel von illegitimen Hohenpriestern verwaltet wurde.

Da nun diese Deutung der «Beschreibung des neuen Jerusalem» eher zum Zeugnis der «*Damaskusschrift*» paßt als zu der These, die man aus der «Regel der Kommunität» abgeleitet hatte, drängte sich eine neue Überprüfung dieser These auf. Diese Selbstkritik, der die Forschung sich unterzog, wurde dadurch stimuliert, daß eine Schrift von Qumran, die sogenannte «*Kriegsrolle*», die um einige Jahre später als die «Regel der Kommunität» veröffentlicht wurde, zu einer Konfrontation dieser beiden Schriften einlud. Denn die «*Kriegsrolle*» enthält einen Satz, der auf Grund seiner Terminologie als Parallele zu jenem Satz angesprochen werden muß, den wir aus der «Regel der Kommunität» zitiert haben. J. Carmignac, der den Vergleich dieser beiden Stellen durchgeführt hat, glaubt sogar, daß der Verfasser der «*Kriegsrolle*» die «Regel der Kommunität» vor Augen hatte und nichts anderes sagen wollte als die «Regel» selbst.⁹ Wird aber die umstrittene grammatikalische Konstruktion des Satzes aus der «Regel» im Sinne der Parallele in der «*Kriegsrolle*» interpretiert, so ergibt sich ein ganz anderes Bild von der Einstellung der Qumraner. Sie verwerfen nicht die Opfer zugunsten einer rein geistigen Gottesverehrung, sondern bejahen beides, sowohl die blutigen Opfer wie das Gebet. Wenn in dem umstrittenen Satz aus der «Regel» das Gebet als Sühnemittel erwähnt werde, so sei das ein Zeichen dafür, daß die Botschaft der Propheten bei den Qumranern neues Leben gefunden habe. Mit den Propheten wissen die Qumraner um die Gefahr des Ritualismus und Formalismus und betonen deshalb die innere Gesinnung. Andererseits haben sie eine so hohe Verehrung für Moses und sein Gesetz, daß es ganz unvorstellbar sei, daß sie sich über den verpflichtenden Charakter der Opfervorschriften des Pentateuch hinweggesetzt hätten.

Diese Deutung von Carmignac wird nun noch durch weitere, bisher unveröffentlichte Fragmente aus der vierten Höhle bestätigt. Deren Bearbeiter, J. T. Milik, hat aus ihnen die Überzeugung gewonnen, daß die neue Übersetzung des Satzes aus der «Regel der Kommunität» als sicher gelten kann.¹⁰ (2. Teil folgt)

M. Brändle

⁹ L'utilité ou l'inutilité des sacrifices sanglants dans la «Règle de la Communauté» de Qumrân, «*Revue Biblique*» 1956, S. 524-532.

¹⁰ «*Revue Biblique*», 1956, S. 532.

schen sind heute im «Lager des Sozialismus» zusammengefaßt.

Die Kommunisten erwarten aber den Sieg des kommunistischen Systems in der ganzen Welt, und keine Macht der Welt soll, wie Marschall Malinowski an der Moskauer Novemberfeier 1957 verkündete, den Sieg des Kommunismus aufzuhalten imstande sein.

Der Sieg soll aber im «ideologischen Kampf», im freien Wettbewerb mit dem «kapitalistischen Lager» um das Vertrauen der Menschheit errungen werden. Deshalb bezeichnet die Sowjetunion seit Stalins Tod im Jahre 1953 als Leitlinie ihrer Politik die «friedliche Koexistenz». Auf dem 20. Parteitag der Kommunistischen Partei der Sowjetunion im Februar 1956 proklamierte Chruschtschew fünf Prinzipien der Koexistenz mit dem Westen: «... gegenseitige Achtung der territorialen Integrität und Souveränität, Nichtangriff, Nichteinmischung in die inneren Angelegenheiten des andern, Gleich-

heit und gegenseitiger Nutzen, friedliche Koexistenz und wirtschaftliche Zusammenarbeit ...»

Entsprechen die Zusicherungen der Wirklichkeit? – Drei Publikationen bieten Orientierungen, mit denen wir unsere Leser in Kürze bekanntmachen wollen.

Der zugebilligte «parlamentarisch-legale Weg»

Es wäre falsch, in jedem Fortschritt der kommunistischen Bewegung in irgendeinem Land oder in jedem kommunistischen Wahlerfolg die Hand Moskaus entscheidend im Spiel sehen zu wollen. Wenn z. B. bei den letzten Wahlen in Griechenland³ und Italien³ den Kommunisten 26 bzw. 38 Prozent der Parlamentssitze zufielen, und das trotz Stalin-Diskreditierung und Ungarn-Intervention, dann ist zunächst die Bemerkung am Platz, die der Chefredaktor der «Ost-Probleme» in Heft 13 vom 20. Juni 1958 macht: «Offenbar frißt sich in einigen Ländern ... die Krise der Demokratie durch die relativ minder unmittelbar empfundene Krise des Kommunismus hindurch.» Aber an den Darstellungen in diesem Heft, das einen «Agitprop-Jahresbericht 1957/58» bietet, sind zwei Dinge bemerkenswert.

Einmal ist auffallend, daß die Mitgliederzahl der kommunistischen Bewegung in den nicht unter kommunistischer Herrschaft stehenden Teilen der Welt in der Periode von 1947 bis 1957 – etwa drei bis vier Millionen – zwar konstant blieb, es jedoch gleichzeitig zu einer deutlichen Verlagerung von Westeuropa auf den asiatischen Bereich kam.

Dann aber läßt sich die für die Bewertung der Koexistenzpolitik entscheidende Feststellung machen, daß das rasche Anwachsen der kommunistischen Bewegung in Südasiens und im Fernen Osten in den letzten zwei Jahren vom 20. Parteitag 1956 in Moskau seinen Impuls erhielt. Die Erklärung Mikojans von der Berechtigung «verschiedener Wege zum Sozialismus», die auch eine offizielle Billigung des parlamentarisch-legalen Weges bedeutete, wurde für die Kommunistenführer in einer Reihe von Ländern zur Parole, mit Anwendung der «neuen Strategie» erfolgreiche, von den Kommunisten geführte Volks- oder Nationale Fronten zu bilden.

Bei den Parlamentswahlen des Jahres 1957 erzielte die KP Indiens größere Gewinne als jede andere Oppositionspartei und konnte ihren Stimmenanteil gegenüber 1952 verdoppeln. Im Bundesparlament und in den Landesparlamenten von Westbengalen und Andhra sind die Kommunisten die stärkste Oppositionspartei. Im Staate Kerala kam erstmals in Indien eine kommunistische Regierung an die Macht. Die indischen Kommunisten verfolgen entsprechend der These über die «verschiedenen Wege zum Sozialismus» heute einen gemäßigten Kurs, der auf dem Parteitag Anfang 1958 bestätigt wurde. Die Partei unterstützt formell Nehrus Fünfjahresplan für die wirtschaftliche Entwicklung Indiens, opponiert jedoch gegen die Durchführungsmethoden der Regierung. Sie unterstützt auch Nehrus Außenpolitik, lehnt jedoch die Bindung Indiens an das britische Commonwealth ab. Die kommunistische Regierung Keralas steuert zwar offiziell einen verfassungstreu-loyalen Kurs, benützt aber gleichzeitig die Regierungsgewalt, um die Stellung der KP im Lande zu festigen. Durch Lockerung der Aufnahmebestimmungen hofft die kommunistische Parteizentrale den augenblicklichen Mitgliederbestand der KP Indiens (125 000 im Jahre 1957) in kurzer Zeit zu verdoppeln. Die kommunistischen Positionen in den Gewerkschaften werden ausgebaut, während man auch zahlreiche andere Organisationen für die Agitationsarbeit einsetzt. Das Ziel der KP Indiens für die nächsten allgemeinen Wahlen 1962 ist die Bildung einer «Volksfront» aller «fort-

schriftlichen» Elemente und Parteien, um mit deren Hilfe in weiteren Bundesstaaten und möglichst auch im Bundesparlament ans Ruder zu kommen.

Wir müssen uns mit diesem einen Beispiel Indiens begnügen. Ganz ähnliches wäre über die parlamentarischen Erfolge der Kommunisten in Indonesien vor allem, aber auch in Laos, Japan, Okinawa, im Nahen Osten, in Syrien und in Britisch Guayana in Lateinamerika zu sagen.

Die offizielle Billigung des «parlamentarisch-legalen Weges», von Koexistenzoptimisten anfangs als Absage an die Weltrevolutionspolitik gewertet, von den sozialistischen Kreisen des Westens als taktisches Manöver Moskaus abgelehnt, wurde so im asiatischen und südamerikanischen Raum Parole und Direktive für die kommunistische Expansion.

Wirtschaftlicher Einfluß im Dienste des Kommunismus

Schon im Herbst 1957 machte Peter Frey in der «Weltwoche» (27. 9. 57), von einem Besuch in Syrien zurückgekehrt, warnend auf die russische Wirtschaftspropaganda aufmerksam. An der vierten Internationalen Messe von Damaskus im Herbst 1957 waren von den 28 Ausstellerstaaten 41 % kommunistisch, 33 % arabisch und nur 26 % westlich. «Sowjetrußland ist in der größten Messehalle mit schwerstem Geschütz aufgefahren. Hochspannungsleitungen und die Schriften von Marx und Lenin, Geigerzähler und Stoffe, Dieselmotoren und Partituren für antiimperialistische Kampflieder ziehen die Blicke der ahnungslosen Besucher aus allen arabischen Ländern an.»

Scheint das noch primitive Verknüpfung von wirtschaftlicher mit kommunistisch-politischer Propaganda, so beginnen sowjetische Pläne zur wirtschaftlichen Durchdringung Lateinamerikas von großzügigstem Ausmaß sich zu verwirklichen. In den «Salzburger Nachrichten» vom 6. Dezember 1958 wird darüber vom Spanien-Korrespondenten der Zeitung berichtet.

Danach sind spanische Journalisten in Lateinamerika in den Besitz von Anweisungen der diplomatischen sowjetischen Vertretungen in Argentinien und Brasilien an ihre Vertrauensmänner in diesen Ländern gelangt, in denen die Richtlinien für eine neue Propagandapolitik festgelegt werden. Die Kommunisten haben vorübergehend ihre Agitation zu entpolitizieren und statt dessen systematisch die Vorteile einer wirtschaftlichen Anlehnung Südamerikas an Rußland und die Ostblockländer in die breiten Massen zu tragen. Moskau will jetzt erst einmal wirtschaftlichen Einfluß und Druckmittel gewinnen, um dann auf sie gestützt die Regierungen und führenden Wirtschaftskreise der einzelnen südamerikanischen Länder in der Hand zu haben.

War der Warenaustausch Südamerika/Sowjetunion 1953 60 bis 80 Millionen Dollar, 1955 etwa 330, so rechnen zuverlässige Voreinschätzungen für 1958 mit mindestens 700 Millionen Dollar. Das ist in fünf Jahren eine Verzehnfachung des sowjetischen Wirtschaftseinflusses.

«So hat Moskau – um ein Beispiel anzuführen – nach der Nationalisierung der bolivianischen Zinnminen durch ein gutorganisiertes Überangebot chinesischen Zinnes die Weltmarktpreise gedrückt und damit eine gefährliche soziale Krise in Bolivien ausgelöst, um nun der bolivianischen Regierung recht günstige Angebote für einen Präferenzvertrag zum Kauf der gesamten Zinnproduktion des Landes zu unterbreiten. Noch ist es unklar, ob diese Taktik Erfolg haben und Bolivien sich in die wirtschaftliche Unabhängigkeit Rußlands begeben oder ob Washington den Sowjets den Wind aus den Segeln nehmen wird. Der sowjetische Versuch offenbart aber das Ausmaß und die Konsequenz der Pläne Moskaus, die bisher viel zu wenig ernst genommen worden sind, obgleich der russische Kredit an Argentinien zur Entwicklung der argentinischen Erdölvorhaben der westlichen Welt die Augen hätte öffnen müssen.

Vor wenig mehr als Monatsfrist unterzeichneten die Regierungen von

³ November 1952: 179 700, März 1958: 926 300 KP-Stimmen.

³ Juni 1955: 6 120 700, Mai 1958: 6 700 900 KP-Stimmen.

Buenos Aires und Moskau einen Vertrag, durch den die Sowjets den Argentinern 100 Millionen Dollar zum Ankauf von Material und Maschinen für die neuen argentinischen Bohrfelder zur Verfügung stellen. Die Rückzahlungsbedingungen sind die denkbar günstigsten, denn Moskau hat sich bereit erklärt, Argentinien dafür in den nächsten sieben Jahren den entsprechenden Wert in Landeserzeugnissen abzunehmen.»

Die Resonanz dieses Kreditabkommens in den übrigen lateinamerikanischen Ländern ist ungemein stark. Es ist vorzusehen, daß auch Brasilien – trotz einer erklärten anti-kommunistischen Einstellung seiner Regierung – in Zukunft größere Erdöl- und Treibstofflieferungen aus der Sowjetunion beziehen wird, um dafür Kakao und Kaffee in die Ostblockstaaten zu liefern. Jedenfalls ist Moskau bereit, 200000 Tonnen Treibstoff den Brasilianern zu überlassen und es ist kaum zu erwarten, daß sie von anderer Seite ein gleich günstiges Angebot erhalten.

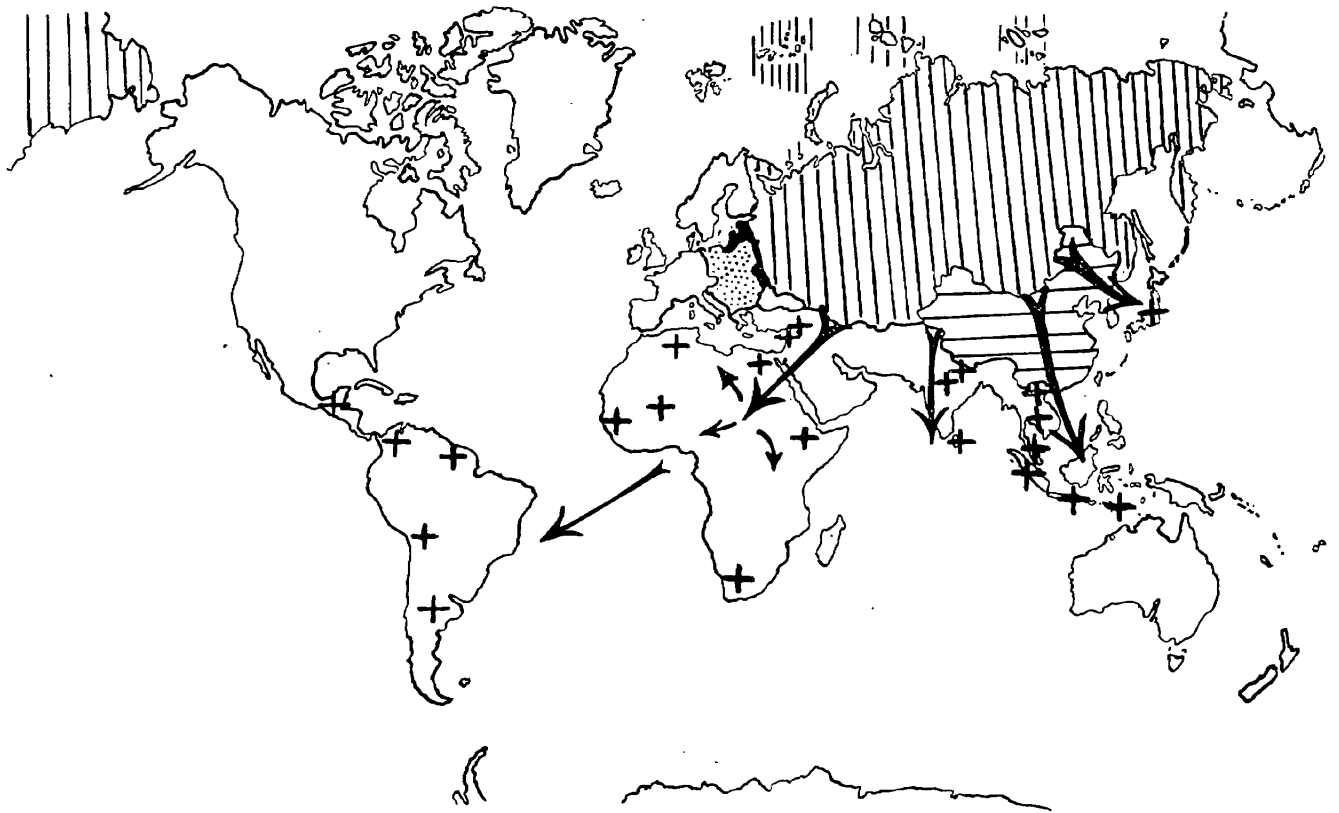
In Uruguay hat Rußland in den letzten Jahren die USA als Käufer für die Wollausfuhr des Landes abgelöst. Mexiko sind überraschend vorteilhafte Vorschläge für eine sowjetische

Beteiligung am Aufbau seiner jungen Industrie gemacht worden.

So will sich Moskau für seine vorgesehene politische Offensive eine so starke wirtschaftliche Ausgangsstellung schaffen, die die lateinamerikanischen Regierungen von vornherein in ihrer Bewegungsfreiheit gegenüber dem Kommunismus hemmt. Mit Antikolonialismus, Neutralismus, Europa- und Amerikahaß soll die freie Welt ihre geschlossene Einheit und Kraft verlieren. Mit vorteilhaftem Wirtschaftsaustausch sollen bedrängte Länder und Kontinente sich ihre Abwehrentschlossenheit gegen die kommunistische Infiltration und Machtausbreitung abkaufen lassen!

Die Zeiger der kommunistischen Expansion

Die unten abgebildete Karte fertigte *Marc E. Chantre*. Er bezeichnete darauf alle Länder, in denen die kommunistischen Parteien ihren Mitgliederbestand seit 1953 bis heute erhöhen konnten mit einem Kreuz (+). Durch Pfeile konnte er dann die Hauptrichtungen der kommunistischen Offensive angeben.



Zeichenerklärung:

- ||| Sowjetunion
- ▬ Russische Annexionen in Europa
- Volksrepubliken (ohne Nordkorea und Vietnam)
- 〰 Rotchina

Die mit + bezeichneten Länder, in denen seit Bestehen der Koexistenzpolitik die kommunistischen Parteien ihren Bestand vergrößern konnten, sind von links nach rechts: Japan, Laos, Kambodscha, Malaya, Indonesien, Nepal, Indien, Ceylon, Libanon, Syrien, Ägypten, Äthiopien, Algerien, Nigeria, franz. Sudan, Südafrikanische Union, Argentinien, Bolivien, Britisch Guayana, Kolumbien, Guatemala.

M. E. Chantre bemerkt zu seiner Karte:

Die «nationalen» kommunistischen Parteien sind die zukünftigen Stützpunkte der Sowjetunion. Schon von Lenin wurde der Sowjetunion die führende Rolle in der Weltrevolution zugeordnet.

«Der Weg nach Paris führt über Afrika», sagte Lenin. Die

Karte bestätigt, daß Chruschtschew, entgegen seiner anderslautenden Erklärungen, in der Ausbreitung des revolutionären Imperiums den leninischen Direktiven folgt.

Man wird uns doch nicht glauben machen wollen, daß die von der sowjetischen Basis sich in der ganzen Welt fächerartig ausbreitende Erstarkung der kommunistischen Parteien einem reinen Zufall zuzuschreiben sei!

«Chruschtschew wird Europa nicht angreifen», versichern heute einige. Tatsächlich richtet er aber tagtäglich seine Angriffe gegen Positionen, die für die europäische Weiterexistenz notwendig sind. Sind der Ferne Osten, der Mittlere Osten, der Nahe Orient und Afrika Satellitenstaaten geworden, dann fällt das umschlossene Europa von selber.

Ständig das Ziel der Weltvorherrschaft vor Augen, führt der Kommunismus seine Offensiven gegen die freie Welt.

Kann man behaupten, die freien Länder verteidigten sich in diesem «kalten» Krieg mit der gleichen Dynamik, Zielstrebigkeit und Ausdauer wie deren Widersacher? *K. St.*

Die zweite Stufe des eidgenössischen Filmrechts

Es ist durchaus nicht selbstverständlich, daß schon einige Monate nach dem 6. Juli 1958, als Volk und Stände einen Filmartikel in die Bundesverfassung aufnahmen, der Vorentwurf zu einem Ausführungsgesetz reif gemacht werden soll zur parlamentarischen Beratung.

Diese vorbildliche Eile ist in der Notwendigkeit begründet, für die Filmeinfuhr-Kontingentierung eine einwandfreie Rechtsgrundlage zu besitzen, da die bisherige Notrechtsbasis schon bald ihre Gültigkeit verliert. Der weitere Grund zur Beschleunigung ist ebenfalls juristischer Art. Das schon weit gediehene Kartellmißbrauchs-Gesetz könnte die unbeabsichtigte Folge zeitigen, die ganze Ordnung des schweizerischen Filmwesens, die auch ihre kulturpolitische Bedeutung hat, mit dem Bannstrahl der Illegalität zu treffen. Die unerwünschte Konsequenz ist nur zu vermeiden, wenn feststeht, ob und wie weit die Filmwirtschaft aus kulturellen Gründen im Kartellrecht eine Ausnahmestellung beanspruchen darf. Diese Frage kann durch die Beratung über ein Filmgesetz ihre beste Abklärung finden.

Da es naheliegend ist, dem Verfassungsartikel über das Filmwesen durch ein einziges Gesetz zur Wirksamkeit zu verhelfen, profitieren von der beschleunigten Behandlung auch die rein kulturellen Aufgaben, die sonst wahrscheinlich noch für lange Zeit ins Wartezimmer des Gesetzgebers verwiesen worden wären.

Im Hinblick auf die neuen verfassungsmäßigen Kompetenzen und den gegenwärtigen Stand des Filmwesens ergeben sich folgende Materien für ein Filmgesetz:

- ▷ Kontingentierung der Filmeinfuhr
- ▷ Förderung der schweizerischen Filmproduktion
- ▷ Maßnahmen gegen unzulässige Freiheitsbeschränkungen im Filmwesen
- ▷ Förderung filmkultureller Bestrebungen.

Die mit den vier Hauptaufgaben verbundenen Probleme seien im folgenden kurz erörtert.

1. Kontingentierung der Filmeinfuhr

Mit dem Erlaß entsprechender Gesetzesbestimmungen würde kein Novum geschaffen, sondern nur ein Zustand gesetzlich verankert, der schon seit zwei Jahrzehnten besteht. Die Tatsache, daß 98-99% der in der Schweiz gezeigten Filme aus dem Ausland stammen, erhellt die Bedeutung der Einfuhr-Kontingentierung, die nicht etwa mit einer eidgenössischen Filmzensur an der Grenze verwechselt werden darf, sondern nur die Festsetzung der Zahl der Filme ist, welche der einzelne Verleiher pro Jahr einführen darf.

Dadurch wird vermieden, daß die Zahl der berufsmäßigen oder gelegentlichen Verleiher unbegrenzt anwächst, oder daß durch die bestehenden Verleihfirmen eine «Filmschwemme» verursacht werden kann. Vor allem aber werden die unabhängigen schweizerischen Verleiher geschützt gegenüber jenen Verleihfirmen, welche nur Filialbetriebe ausländischer Filmproduzenten sind. Der Bund hat es ferner in der Hand, Verleihbetriebe zu verunmöglichen, welche zum Zweck unerwünschter politischer Propaganda gegründet werden könnten.

In der mittelbaren Auswirkung ist die Einfuhr-Kontingentierung der archimedische Punkt der gesamten Filmmarktordnung. Weil die Zahl der Verleiher in einem vernünftigen Rahmen gehalten wird und weil Verleiher und Kinos die Lieferung und den Bezug von Filmen in einem Interessenvertrag geregelt haben, kann ohne nochmaliges Eingreifen des Staates eine kulturell und wirtschaftlich ungesunde Ausweitung des

Kinoparks vermieden werden. Die unkontrollierte Filmeinfuhr würde allzuvielen Spekulanten verlocken, aus neuen Kinos Kapital zu schlagen.

2. Förderung der schweizerischen Filmproduktion

Die Filmproduktion ist im Lauf der Jahrzehnte so kostspielig geworden, daß sie jedesmal ein finanzielles Wagnis bedeutet. Für ein kleines Land wie die Schweiz gilt dies in besonders hohem Ausmaß. Andererseits aber wäre es sehr bedauerlich, wenn unserem Land die filmische Aussage verunmöglicht würde. Fördernde Maßnahmen des Bundes sind deshalb sehr erwünscht, ja geradezu notwendig, wenn man bedenkt, daß viel größere europäische Staaten ihre Filmproduktion großzügig unterstützen.

Unsern Filmproduzenten würde schon wirksam geholfen, wenn der Bund die gesetzliche Befugnis und Pflicht hätte, bei der Schaffung eines geeigneten Spielfilmateliers mitzuhelfen und den Betrieb durch Beteiligung an Ausfallgarantien zu sichern. Im weitern ist die Möglichkeit von Produktionsvorschüssen und Überbrückungskrediten zu prüfen, die mit dem Ertrag aus Verleih und Lizenzverkauf wieder gedeckt werden müßten. Wünschbar wäre die Ausrichtung von Qualitätsprämien, die bei Spielfilmen jedoch nicht den Charakter finanzieller Leistungen, sondern denjenigen einer öffentlichen Auszeichnung haben sollten. Dabei könnten die Kantone eingeladen werden, die prädikatisierten schweizerischen Spielfilme steuerlich zu begünstigen. Bei Dokumentarfilmen wären eigentliche Produktionsbeiträge bis zu 60% der Produktionskosten ins Auge zu fassen.

Fast alle ausländischen Staaten unterstützen ihre Filmproduktion auch in der Außenhandelspolitik. Sie lassen die Filmeinfuhr nur aus solchen Ländern zu, die durch Übernahme von Filmen Gegenrecht halten, oder sie verknüpfen die Vorführung ausländischer Filme mit der Bedingung, daß in einem bestimmten zahlenmäßigen Verhältnis Filme der eigenen Produktion gezeigt werden. Für die Schweiz, die dem Weltmarkt nur eine geringe Zahl von Filmen anzubieten hat, wären solche Maßnahmen nicht problemlos. Trotzdem sollte im Gesetz die Möglichkeit dazu vorgesehen werden.

Ein besonderer Sektor der einheimischen Filmproduktion ist die *Schweizerische Filmwochenschau*. Der Bund ermöglicht sie gegenwärtig durch einen jährlichen Beitrag von 300000 Fr. Die Bedeutung einer filmischen Repräsentation des schweizerischen Geschehens rechtfertigt es, daß dieser Beitrag ebenfalls gesetzlich verankert wird.

3. Maßnahmen gegen unzulässige Freiheitsbeschränkungen im Filmwesen

Mit der aristotelischen Wahrheit, daß die Tugend in der Mitte liege, ist nicht Mittelmäßigkeit gemeint, sondern eine hohe Mitte, aus der man auf abschüssige Bahnen gerät, wenn man sie verläßt. Für das Filmwesen ist die ideale Tugend eine freiheitliche Ordnung. Die flankierenden und gefährlichen Extreme sind einerseits staatliche Fesseln oder eine unzugängliche Zunftwirtschaft und andererseits eine schrankenlose Konkurrenz, die nicht zu verantworten wäre, weil sie das Niveau der Filmprogrammation zu einem bisher noch nicht gekannten Tiefstand hinunterdrücken müßte.

Das Filmgewerbe ist ein Handel mit immateriellen Erzeugnissen. Der Wirtschaftsmechanismus von Angebot und Nachfrage zeitigt deshalb ganz andere Folgen als beim Warenhandel im üblichen Sinn. Die Verallgemeinerung, daß die Konkurrenz qualitätsverbessernd wirkt, gilt nicht einmal für materielle Wirtschaftsgüter unbeschränkt, versagt aber erst recht, wenn die Nachfrage nicht durch wäg- und meßbare Eigenschaften und Preisrelationen bestimmt wird, sondern durch den Ge-

schmack der Massen und durch verborgene Triebkräfte der menschlichen Psyche.

Für die als notwendig erkannte Ordnung des Filmwesens gibt es nur die Alternative: staatliche Regelung oder privatrechtliche Abmachungen. Die erste dieser beiden Möglichkeiten ist abzulehnen, solange es irgendwie geht, und die zweite muß beim richtigen Namen genannt werden, auch wenn er nicht sympathisch klingt: es handelt sich um eine Kartellordnung der Filmwirtschaft. Das Wesen der durch sie umgesetzten «Ware», welche die Mentalität weiter Volkskreise beeinflußt, rechtfertigt und erfordert eine Sonderstellung der filmwirtschaftlichen Ordnung. Sie muß als notwendiges Kartell anerkannt werden, wobei aber die Möglichkeiten zum Mißbrauch aus bloß wirtschaftlichen Motiven besonders sorgfältig zu eliminieren sind.

Damit erhebt sich eine Frage, die gegenwärtig Behörden und Fachkreise beschäftigt: Soll die Sonderstellung der Filmwirtschaft bereits im Kartellgesetz oder erst im Filmgesetz als *lex specialis* verankert werden? Das Kartellgesetz wird Vorkehren, durch die ein Unternehmer vom Wettbewerb ausgeschlossen oder in dessen Ausübung verhindert wird, verbieten. Solche Vorkehren müssen aber auf dem Gebiet des Films getroffen werden können, wenn zum Beispiel eine Gemeinde bereits mit einer genügenden Zahl von Kinos versorgt ist und weitere Kinos zu ungesunden Verhältnissen führen würden.

Es sollte deshalb bereits im Kartellgesetz erwähnt werden, daß kartellmäßige Beschränkungen erlaubt sind, wenn besonders schutzwürdige Interessen vorliegen. Das Filmgesetz müßte dann diesen Ausnahmefall näher präzisieren und Sicherheiten gegen Mißbräuche enthalten.

Die wichtigste dieser Sicherheiten ist die Rekursmöglichkeit an eine von der Filmwirtschaft unabhängige Instanz. An sie könnte sich zum Beispiel wenden, wer ein Kino eröffnen will, aber vom Lichtspieltheater-Verband abgewiesen wurde. Eine solche Rekurskommission besteht schon heute, jedoch als privatrechtliche Institution der Filmwirtschaft. Das Filmgesetz sollte jedoch eine Rekursinstanz schaffen, die den Charakter eines unabhängigen Gerichtes hätte. Die Vertreter der Filmwirtschaft kämen bloß als Experten zum Wort.

Eine viel besprochene Freiheitsbeschränkung im Filmwesen ist das Blind- und Blockbuchen. Hier sind aber die Verhältnisse stärker als das Gesetz. Der Kinobesitzer, der einen erfolversprechenden Film mieten will, wird eben «unfreiwillig freiwillig» bei dem für ihn interessanten Verleiher noch andere Filme beziehen, um diesen einen Film zu erhalten. Diese Praxis ist völlig unkontrollierbar und gegenüber Verboten immun. Man könnte höchstens im Filmgesetz die Möglichkeit vorsehen, daß ein Kinobesitzer vom Vertrag zurücktreten kann, wenn es sich herausstellt, daß ein «blind» abgeschlossener Film das Empfinden der Bevölkerung im Einzugsgebiet des betreffenden Kinos verletzt.

Dieses Recht müßte logischerweise auch dem Verleiher gegenüber dem ausländischen Produzenten eingeräumt werden; denn auf der Stufe zwischen Produzent und Verleiher ist das Blind- und Blockbuchen noch üblicher als zwischen Verleiher und Kinobesitzer. Damit aber werden Fragen des internationalen Privatrechts berührt. Kann das schweizerische Recht bestimmen, daß ein Vertrag ungültig ist, der mit einem Partner abgeschlossen wurde, welcher einem andern Recht untersteht? Kann es vor allem die Konsequenzen erzwingen, die aus der Vertragsauflösung folgen müßten, das heißt beispielsweise den ausländischen Produzenten veranlassen, eine bereits erfolgte Vorauszahlung an den schweizerischen Verleiher zurückzuerstatten? Diese Frage zeigt nur wieder die internationale Verflechtung des gesamten modernen Lebens und die Notwendigkeit überstaatlicher Regelungen.

4. Förderung filmkultureller Bestrebungen

Während der jahrelangen Vorberatungen über den nun rechtskräftig gewordenen Filmartikel der Bundesverfassung war man geteilter Meinung in der Frage: Generalklausel oder Enumeration? Man entschied sich schließlich für die Nennung einzelner Kompetenzen, war sich aber doch bewußt, daß es heute und künftig kulturpolitische Aufgaben im Filmwesen gibt, die man nicht alle einzeln aufzählen kann, die in ihrer Gesamtheit jedoch ebenso wichtig sind wie die namentlich genannten Kompetenzen. Als Sammelbegriff gingen die Worte «filmkulturelle Bestrebungen zu fördern» in die Verfassung ein.

Das Ausführungsgesetz verlangt nun eine Konkretisierung dieses Begriffs, wobei aber zum voraus klar sein dürfte, daß eine vollständige und abschließende Aufzählung jener Aufgaben, welche die filmkulturellen Bestrebungen ausmachen, auch auf der Stufe des Gesetzes nicht möglich ist. Bisher wurden vor allem genannt:

- ▷ Unterstützung des Schweizerischen Filmarchivs (Cinémathèque) in Lausanne. Diese Institution sammelt filmgeschichtlich und filmkünstlerisch interessante Streifen und verleiht sie für Vorführungen in Filmgilden, Filmclubs usw.
- ▷ Unterstützung des Kulturfilmwesens (Schweizerischer Kulturfilmbund und Kulturfilmfonds). Mit der etwas verschwommenen Bezeichnung «Kulturfilm» faßt man jene Filme zusammen, die keine Spielhandlung aufweisen, sondern der Bildung und dem Wissen dienen wollen, also zum Beispiel Filme über fremde, besonders exotische Länder, Völker und Sitten, über Tiere, Naturerscheinungen, Kunst, Sport usw.
- ▷ Ausbildung von Filmschaffenden (Kurse für Drehbuchautoren, Stipendien an schweizerische Absolventen von ausländischen Filmfachschulen usw.)
- ▷ Kurse für Filmkritiker.

Die genannten Bestrebungen haben zweifellos ihre Berechtigung. Das zentrale Anliegen und der Angelpunkt einer wirklichen Filmkultur ist aber die geistige Mündigkeit der breiten Volksschichten gegenüber dem Spielfilm, seine Einbeziehung in die Jugend- und Erwachsenenbildung zu Stadt und Land.

Dieses Anliegen hat eine viel größere kulturpolitische Tragweite als die Vorführung von Cinémathèque-Streifen in kleinen Kreisen eines filmästhetisch verfeinerten Publikums einiger Städte. Das Wesentliche der Filmkultur aber durch den Kulturfilm erfüllt zu sehen, wäre eine tragikomische Wortverwechslung. Spielfilm und Kulturfilm sprechen verschiedene Schichten der menschlichen Psyche an.

Wenn es um die Einbeziehung des Films in die Jugend- und Erwachsenenbildung geht, wird man vielleicht einwenden, eine solche Bestrebung könne wegen der Erziehungshoheit der Kantone nicht Gegenstand fördernder Maßnahmen des Bundes sein. Darauf ist zu entgegnen, daß zwischen rein fördernden Maßnahmen und der obligatorischen Schulpflicht immerhin ein Unterschied besteht. Vor allem aber ist zu bedenken, daß die «fördernde Maßnahme» in erster Linie darin zu bestehen hätte, den Bezug von Filmen zu erleichtern, mit denen die Filmbildungsarbeit im Kreise der reifen Jugend und der Erwachsenen betrieben werden kann. Der Erwerb der Vorführungsrechte und Kopien von Filmen ist aber so kostspielig, daß er sich nur im gesamtschweizerischen Rahmen realisieren läßt. Wir meinen damit nicht, daß der Bund, analog zur Landesbibliothek, selber eine Filmbezugsstelle zu betreiben hätte. Er könnte sich darauf beschränken, die private und gemeinnützige Initiative auf diesem Gebiet zu unterstützen.

Jos. Senn

Ausschau nach dem Fernen Osten?

Gedankensplitter zu einer Studienwoche der UNESCO für Schweizer Journalisten in Genf

Es war eine alte, von den Griechen und dem Mittelalter längst gelehrte Weisheit, die Kant uns wieder in Erinnerung rief, daß nämlich Begriffe ohne Anschauung blind sind. Um die großen Ideen, die weltweiten Planungen werten zu können, sind wir stets gezwungen, den Blick vom Allgemeinen zum Einzelnen, Konkreten hinabgleiten zu lassen. Mit andern Worten: Wer nicht das pulsierende Leben selbst auszuhorchen sucht, riskiert, der Wirklichkeit zu entschweben. Eben in dieser Hinsicht war eine Zusammenkunft schweizerischer Journalisten, die sich vornahmen, unter der Anleitung der UNESCO etwas über die soliden Mauern der Schweiz hinaus in fernöstliche Gebiete zu spähen, von mehr als alltäglichem Interesse.

Die Studienwoche «Orient-Occident» war zwar insbesondere für die Presse der Westschweiz bestimmt, aber die Teilnahme zahlreicher Journalisten der deutschen Schweiz gab dem Ganzen ohne Zweifel ein ausgesprochen schweizerisches Gepräge. Vertreter der «Neuen Zürcher Zeitung» – um konkrete Beispiele anzuführen –, des «St. Galler Tagblattes», des «Bundes» und der «Luzerner Neueste Nachrichten» fanden sich in herzlicher, offener Gesellschaft mit Kollegen der «Tribune de Genève», des «Feuille d'Avis de Lausanne», der Studios von Genf und Lausanne. Aber auch die Journalisten der lokalen Presse und der Presseagenturen («Agence télégraphique Suisse», «Schweizerische politische Korrespondenz» z. B.) fehlten nicht, ebensowenig die mehr spezialisierten (wie «Coop», «Die Staatsbürgerin») und weltanschaulichen Zeitungen («Schweizerische Republikanische Blätter», «La Vie protestante», «Orientierung»). Kurzum: ein buntes Mosaik schweizerischen Journalistenwesens bot sich dem Auge dar, und es war unmöglich, der Versuchung zu widerstehen, das Auf und Ab, das Für und Wider, das ganze Gewoge an sichtbarer Lebendigkeit genauer zu betrachten. Das konkrete Leben, das hier in Erscheinung trat, war für den Beobachter um so fesselnder, als nicht nur schweizerischer Journalismus mit seinen Fragen und Problemen sich ausbreitete, sondern der geistige Innenraum der Schweiz, der auch unsere gewöhnliche außenpolitische Sicht beherrscht, notwendig aufgebrochen wurde in dem Versuch, dem so undurchsichtigen Osten zu begegnen. Das Hauptobjekt der Studienwoche, der Ferne Osten, bedeutete letztlich die Welt schlechthin: wer die Landesgrenzen geistig übertritt, um in Offenheit, in Verantwortung und nicht mit bloßer Neugierde von Japan, China und Indien zu vernehmen, begibt sich unweigerlich in einen neuen Begegnungsbereich, der sich nur mit dem Erdkreis schließt.

Wie verhielten sich die Journalisten der Schweiz, die gerade als gutes Mittelmaß gewiß die Haltung des schweizerischen Gesamt-Journalismus widerspiegeln, in diesem Auftreffen nationaler und übernationaler Geistigkeit? Wir möchten sagen: ausgezeichnet! Gewiß viel besser, als es die durchschnittliche Presse unseres Landes erwarten ließe. Man muß das Interesse der Kursteilnehmer gesehen haben, das sie zum Beispiel einem doch schon ziemlich spezialisierten Vortrag eines Arzt-Direktors der OMS («Organisation Mondiale de la Santé») entgegenbrachten, um an die latent-lebendige Teilnahme des Schweizer an fernweltlichen Problemen glauben zu können. Wenn vor Jahren in Rußland allein 25 Millionen Menschen dem Fleckfieber erlagen, so regte sich offensichtlich in ganz wenigen Schweizern das Gefühl einer wirklichen Teilnahme. Jetzt aber lauschten mit ungeheuchelter Aufmerksamkeit an die dreißig Journalisten den nüchternen, objektiven Darlegungen, wie dank der OMS, durch ihre Vermittlung an Ärzten und Heilmitteln (Sulfoné), der Aussatz bis in zehn Jahren ausgerottet

sein dürfte, wie sie im Osten für zwölf Millionen Dollar Neocid anwendet für die Bekämpfung der Malaria und auf diese Weise in gewissen Gegenden die Kindersterblichkeit um ein Drittel herabsenkte, und so weiter. Übrigens wurde feierlich erklärt, daß die OMS keinerlei Bevölkerungspolitik treibt, sich also von der berühmt-berüchtigten «birth-control» fernhält, und zwar um die religiös-weltanschaulichen Gefühle der Völker nicht zu verletzen.

Die letzten Bedenken gegenüber der scheinbaren Interesselosigkeit der schweizerischen Journalisten für die weltweite Problematik des Ostens wurden einem in den Vorträgen und Aussprachen über östliche Religionsformen und über das heutige China zerstreut. Mehr noch als in den übrigen Veranstaltungen des Kurses trat in dieser kleinen Journalistengemeinschaft bei diesen Gelegenheiten ein ganz neuer Geist zutage, der unbedingt auf das Erwachen eines neuen Bewußtseins hindeutete. Es ging in der begeisterten Aufnahme des spannenden Berichtes von Fernand Gigou über China mehr als um das bloße Wissen, daß der Kommunismus die chinesische Familie aufgesprengt habe, daß insbesondere die Frauen den roten Katechismus von Haus zu Haus tragen, daß der nackte Hunger die große Vorstufe, den mächtigsten Antrieb zum marxistischen Experiment bildet; nein, was sich spontan in unserer repräsentativen Gruppe offenbarte, war ein eigenes, früher nicht gekanntes, fast möchte man sagen «existentielles» Mitgefühl nicht nur für die Ereignisse in diesem oder jenem einzelnen Land, sondern mit dem konkreten Leben der Welt überhaupt.

Die Manifestation einer derartigen inneren Haltung war um so bedeutender, als die UNESCO selbst nur einen sehr eingeschränkten Rahmen an eigentlicher Begegnung von Ost und West bot. Freilich war die UNESCO ursprünglich als eine internationale Institution für Kultur und Zivilisation gedacht, die in ihrem Hause nur erstklassige, wirklich geistesmächtige Vertreter beherbergen und unabhängig von aller Politik ihre Wirksamkeit ausüben sollte. Die Wirklichkeit sieht jedoch anders aus: Der unheilvolle Riß zwischen Osten und Westen degradiert die Verantwortlichen der UNESCO zu einem bloß leitenden Sekretariat, das in völliger Abhängigkeit von einer alle zwei Jahre einberufenen Generalversammlung von 21 (!) Staaten steht. Was Wunder, wenn von Rußland überhaupt nichts zur Sprache kam, wenn die nahöstlichen Fragen nur in einer Aussprache ein wenig zur Geltung kamen. Am peinlichsten zeigte sich jedoch der umgehängte Maulkorb an der fast verzweifelten Verschwiegenheit des eigens aus Paris herbeigeilten UNESCO-Vertreters.

So kreisten denn die Ausführungen vor allem um die Bereiche der Religion, der Bevölkerungs- und Wirtschaftsfragen. Daß aber dennoch und trotzdem eine so weltweite Offenheit entgegengebracht wurde, zeugte von der Intensität des Interesses und der Gefühle. Den tiefsten Eindruck machte wohl die in fast allen Vorträgen durchscheinende Tatsache, wie die Welt des Westens, ihre Wissenschaft, Wirtschaft und Technik samt ihrer Weltanschauung (ob Christentum oder Marxismus) im Osten wie ein geheimer Zündstoff, ein unaufhaltsamer Katalysator wirkt, der altes östliches Leben zum aufschäumenden Gären bringt, zu völlig neuen Lebensformen erwachen läßt. Vielleicht wurde gerade unter diesem Eindruck die Mitverantwortung lebendig, nahm so das Gefühl überhand, daß die Welt sich mehr und mehr zu einer wahren Schicksals Einheit schließt.

So sympathisch der Kreis der Journalisten wirkte, so aufgeschlossen sie sich auch in mancherlei Privatgesprächen erwiesen, desto kälter wirkte nun die Dusche, die eine «table ronde» von besonders ausgewählten prominenten Zeitungs-persönlichkeiten verabreichte. Die zur Diskussion gestellten Fragen: «Das Recht des Lesers auf Information» und «die Ausbildung des Journalisten» sowie die Leitung eines Jacques Freymond, die Anwesenheit der Herren Béguin (Gazette de Lausanne), Braichet (Neuenburg) und Richner (NZZ) ließen

zwar auf einen hochinteressanten Gedankenaustausch warten. Wie kläglich aber ging die Auseinandersetzung aus, vor allem wenn man sich daran erinnerte, wieviel in journalistischer Bildung das Ausland bietet (zahlreiche Journalisten-Hochschulen in USA, eine sehr lebendige Ausbildungsstätte in Paris, Lehrstühle für Zeitungswissenschaft in Deutschland, ein internationales Zentrum in Straßburg). Die inszenierte «table ronde» wandelte sich zusehends zum so biedern «grünen Tisch», und ihre Votanten zeigten sich so ziemlich samt und sonders als die «beati possidentes», die im Vollgenuß des fest erreichten Besitzes sich zu kompromittieren fürchteten. Es fielen einige große Worte: man gebrauchte Ausdrücke wie «die Persönlichkeit des Journalisten», die «Werthierarchie der Informationen», aber sie erwiesen sich als hohl und abgenützt, weil keiner das Bedürfnis noch den Mut zeigte, auch nur einigermaßen ihren Sinn und ihre Bedeutung zu erhellen.

Blitzartig ging es einem auf, wieviel dem schweizerischen Journalismus noch zu tun obliegt, wie sehr er sich noch anstrengen muß, um die verschlossene Stube der Schweiz — sie ist so wohligh warm und draußen ist's so kalt — zu durchlüften. Die Verteidigung unserer eigenen Werte, die stete Konsolidierung unserer einst so prekären Situation bis zur erstickenden Sattsamkeit, hat uns ohne Zweifel den Schwung der kühn vorgehenden Initiative gekostet, und hinter den fast makellosen objektiven Informationen der Schweizer Presse lauert das Gespenst der sterilen Unbeteiligung. Daß aber in unseren Journalisten noch Kräfte verborgen liegen, die trotz der drohenden Sklerosierung zur Hoffnung auf neues Leben, auf ein neues, gerade in der Sendung der Schweiz begründetes Bewußtsein Anlaß geben, davon wollten diese kurzen, sehr unvollständigen Reflexionen über eine an sich gar nicht bedeutende Journalistentagung Zeugnis geben.

Robert Stalder

Soziologie des Untergangs...

Und seinem Schicksal soll der Mensch gegenübergestellt werden zu seiner Bewährung oder Beschämung, oder damit Kräfte und Besinnungen in ihm aufgerufen werden, die vorher nicht da oder doch nicht bewegbar waren.

(Werner Bergengruen, Spanischer Rosenstock)

Sie ist noch nicht geschrieben, die Soziologie des Untergangs. Aber man wird die Soziologen nicht hindern können, es doch noch zu tun. Zu lange schon stochern sie mit jener naiven Entdeckerfreude allzuernster Wissenschaft in den Müllgruben unserer — ach, doch so schönen — Welt herum, als daß sie uns nicht eines (wohl weniger) schönen Tages mit all den Statistiken und Bildern des Untergangs zwispältig überraschten. Hoffen wir wenigstens, sie begnügen sich dann nicht bloß mit einer Soziologie des Niedergangs, die feststellt, welche Gemeinschaftskräfte dann am Werk sind oder wachgerufen werden, wenn in den wechselnden Gezeiten der Menschheit einzelne Kulturen, Länder und Gruppen langsam oder schnell ins Wellental sinken.

Niedergänge

Freilich, schon Niedergänge sind interessant. Man denke an die sterbenden Völker, wo man den Alten den Tod, den Kindern das Leben verweigert; an den überlebten Adel, den unsere demokratische Gesellschaft aufgabelos gemacht und zur innern Emigration gezwungen hat. Da wäre ein Bergdorf, in dem nur noch der Friedhof wächst, weil die Jungen zu Tal und Stadt gezogen sind; oder ein Kloster ohne Novizen, wo die Mönche alt und die Chorstühle leer werden; oder eine Stadtpfarrei, die sich entvölkert, weil rund um den Kirchturm die Geschäftshäuser wachsen.

All das müßte man bedenken und Vieles mehr. Dann holte man den guten *Spengler* hinter der Staubschicht hervor, in der er schon lange untergegangen war. Vielleicht etwas bekümmert, bliebe man doch getrost, wissend, daß sein «Untergang des Abendlandes» doch erst ein Niedergang ist. Und selbst wer *Carossas* Frage «Wird Abend über uns, o Abendland?» schmerzlich begreift, mag noch an manchen Morgen selbst des Abendlandes glauben; schließlich hat noch in jedem Jahrhundert ein ältester Chronist ausgerufen: *mundo iam senescente* — die Welt ist alt geworden! — nur um von der Kirche mütterlich tröstend die Antwort zu hören, Gott vermöge auch einer kalt gewordenen Welt die nötige Lebenswärme zu schenken, so wie er — *iam frigescente mundo* — den heiligen Franz zu seiner Sendung entflammt habe, die der Winterwelt den Frühling brachte ...¹

Nein, Niedergänge sind kein Untergang. Selbst auf der untergehenden Titanic ließe sich noch keine Soziologie des Untergangs schreiben — nicht weil dazu vermutlich die Zeit fehlte, sondern weil auch versinkendes Leben noch kein untergehendes ist. Erst dort beginnt der Untergang, wo das Eigentliche eines Menschen oder einer Gemeinschaft in Frage, ja in die Bedrohung gestellt wird.

Untergang

Der Untergang der alten Gesellschaft Jesu mag ein solcher Untergang gewesen sein. Wer ihn nachliest in *Pastors* Papstgeschichte und bedenkt, wie zur äußeren Bedrohung und Verfolgung immer mehr die Bedrohung von innen kommt, weil bald niemand mehr, auch nicht der Papst, an die Gesellschaft glaubt; wer dazu die Briefe nimmt, die der Jesuitengeneral in jenen zudunkelnden Jahren an seine Brüder schreibt und ihnen mit einer bestürzenden, aber großartigen Einförmigkeit bald nur noch ein Anliegen ans Herz legt: alles dem Herrn anheimzustellen und allein auf Gott zu vertrauen; wer sich schließlich über die rückschauenden Betrachtungen eines *Cordara* seine Gedanken macht, der nach der Aufhebung seines Ordens den geschichtstheologischen Sinn dieses Untergangs erfragt: wer all das sorgsam überdenkt, der spürt an einem Einzelfall der Geschichte, was ein Untergang ist und eine Soziologie des Untergangs zu erbringen hätte.²

Wozu Geschichte? Stehen nicht heute unsere Brüder jenseits der Vorhänge in der Situation des Untergangs? Haben sie — etwa in China — nicht gekämpft und gelitten, wie je nur Christen für ihren Herrn gelitten und um ihren Glauben gekämpft haben? Und doch sehen sie, wie langsam eine Nationalkirche heranwächst, zu der schon Priester gehören, die eben noch treu waren und stark in aller Bedrängnis. Ja, sind sie nicht müd geworden, unsere Brüder, wenn sie nun beten: «Mein Gott, ich habe Angst vor meiner Angst; ihretwegen könnte ich Dir untreu werden. Mein Gott, ich habe Angst vor meiner Angst; ihretwegen könnte es sein, daß ich nicht durchhiele bis zum Ende. Mein Gott, ich bitte Dich, vergiß mich nicht in Deiner Herrlichkeit. Gib mir die Liebe zu Dir und die Kraft, mein Leben für Dich hinzugeben.»³

¹ Vgl. das Kirchengebet vom 17. September (Wundmale des hl. Franziskus).

² Vgl. *Hillig*, «Stimmen der Zeit», November 1954, Seite 81–88. Ein Beispiel solchen «Untergangs» aus der Schweiz wäre der Untergang des Klosters St. Gallen (vgl. *Meier Alfred*: «Abt Pankraz Vorster und die Auflösung der Fürstabtei St. Gallen», Freiburg 1954), während etwa der Untergang Pfäfers' doch wohl eher «Niedergang» bis zum völligen Zerfall war. Auch Disentis war Ende des letzten Jahrhunderts in einer Situation des «Unterganges».

³ *Gretta Palmer*: «Chinas große Prüfung», Seite 127. Vgl. Anm. 8.

Hier steht doch wohl Eigentliches in Frage und Gefahr. Den Leib tötet man ja nicht mehr. Denn Tote sind gefährlich: sie leben weiter – zumindest in Köpfen und Herzen. Aber man spannt den Leib in den Block, daß er die Seele verstummen macht. Dann tut der Leib Dinge, die eigentlich schon nicht mehr der Mensch tut, obfreilich unser Zwielficht diesen Anschein erweckt und wir geneigt sind, von Schuld und Abfall oder doch von Schwäche zu reden, wo vielleicht die Engel, die über unserem Dasein stehen, sich vor der Seelengröße eines solchen Menschen, der sich durch diesen Anschein der tiefsten Erniedrigung preisgegeben und zur letzten Demut aufgerufen weiß, in Ehrfurcht verneigen. Von Gott behütet und seinen Engeln geehrt, bleiben diese Menschen aber doch für uns gezeichnet. Und wir denken an das Wort vom würdelosen Untergang ...

Und viele Untergänge ohne Würde

Der Moralstatistiker nickt den würdelosen Untergängen mit der ganzen Würde seiner Wissenschaft würdevoll zu. Hat er doch bis in die Dezimalen errechnet, daß in überdurchschnittlichen Schwierigkeiten durchschnittliche Menschen durchschnittlich zugrunde gehen. Auf *Hölderlins* ahnendes Wort «Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch»⁴ zuckt er skeptisch die Schultern. Selbst jene evangelische Wahrheit, daß Gott keinen über seine Kräfte versuche, hebt ihn nicht aus seinen zahlenfesten Zweifeln.

Was beeindruckt ihn da noch jene andere Wahrheit, die eine einsichtige Philosophie und eine gläubige Theologie immer schon gewußt haben: man könne wohl machen, daß der Mensch aufhöre Mensch zu sein, nie aber, daß er deswegen begänne, ein Tier zu werden? Man könne ihn wohl in den Zustand des «animal» versetzen, so daß er dahinvegetiere wie ein pawlowscher Hund – bis in seltsame Funktionen gebliebenen Geistes; aber man vermöchte ihn nie zur Sünde zu bringen und damit zur Preisgabe seiner Würde, es sei, er gebe sich – *jenseits allen Zwanges* – mit Wissen und Willen selber preis.

Aber wer sie noch glaubt, diese Wahrheit unverlierbarer Würde, wer wird ihrer froh, wenn er an die Schauprozesse denkt und an die Unterschriften, die eben doch menschlich

sind oder scheinen und in denen man auch kein Zittern und Zagen mehr sieht? Hätte angesichts dieser trostlosen Tatsachen nicht doch eine Soziologie des Untergangs als Tatsachenwissenschaft ihren tröstlichen Sinn, wenn sie – den Ziffern mißtrauend – auf die tieferen Zusammenhänge zuginge und aufzuzeigen vermöchte, wie in allen Untergängen doch wieder plötzlich und unerwartet der Mensch dasteht, zunächst einfach als Mensch – selbst und gerade jener, den man in gut bürgerlichen Kreisen als durchschnittlich angesprochen hatte, und wie aus den Herdengewohnheiten animalisch zu leben gezwungener Menschen wider alle Gesetze und Hoffnung mit einemmal eine Kraft der Gemeinschaft wächst, die uns von Mensch und Mitmensch viel größer zu denken heischt, als uns die Maße ordentlicher Zeitläufte zu erlauben schienen?

Vermöchte die Soziologie solches aufzuzeigen, würde sie wirklich zur verstehenden. Hälfte sie uns doch zu verstehen, was uns schon die griechische Tragödie gelehrt hat: «Vieles Gewaltige lebt; doch nichts ist gewaltiger als der Mensch.»⁵ Gewaltig in seiner Macht des Bösen; gewaltiger in der Ohnmacht seiner Güte. Wie steht es also um die Grenzsituation des Untergangs, wo das (oder der) Böse bis an seine äußersten Grenzen vorstößt: ist dort auch das Gute an sein Ende gekommen – oder ist es nicht vielmehr so, daß auch im Feuerofen des Untergangs die Flammen zwar immer wieder haushoch über dem Menschen zusammenschlagen, das eigentlich Menschliche aber doch nicht zu versengen vermögen? Mehr noch: ist es nicht so, daß durch alles Feuergezisch doch noch jener Lobgesang hindurchtönt, den schon einmal jugendfrohe Männer Gott, ihrem Herrn, aus dem Untergang heraus unverzagt gesungen?

Im Feuerofen

Die Soziologie des Untergangs dürfte wie üblich mit einer Bibliographie beginnen. Es würde eine Bibliographie des Grauens. Lassen wir die Bücher des Krieges; sie allein wiegen schon schwer, selbst wenn man weiß, daß der Kriegsgott auch Tugenden mobil macht.⁶ Aber da liegen die letzten Briefe und Aufzeichnungen derer, die auf den Henker warten; schon wird es zuviel, es sei denn, man denke gar nichts oder viel.⁷ Dann die einsamen Berichte aus Haft und Gefangenschaft; sie legen einem die Angst aufs eigene Herz.⁸ Und mehr und mehr wer-

⁴ Ein Gefangener schickte in schöner Kunstschrift dieses Wort als «Gruß» in die Heimat. Vgl. *Gollwitzer Helmut – Krabe Josef – Rauch Karl*: «Und bringen ihre Garben. Aus russischer Kriegsgefangenschaft». Kreuz-Verlag, Stuttgart 1956, 288 Seiten, 16 graphische Beiträge, Leinen DM 12.80 (siehe nach S. 224).

⁵ Antigone.

⁶ *Peter Bamm*: «Die unsichtbare Flagge» (Fischer-Bücherei, S. 215 oder Kösel-Verlag, München, Seite 372). Leinen DM 14.80. Neben diesem Bericht eines Arztes (dazu «Christlicher Weg», 26. Okt. 1957; 24. Mai 1958) verdienen die Berichte zweier Priester besondere Beachtung. Der erste ist das Tagebuch eines Gefallenen (*Hans Steffens*: «Priester, Soldaten, Uniformen, Kriegstagebuch 1938–1945.» B. Kühlen-Verlag, M.-Gladbach 1956, 348 S., Leinen DM 8.60); der zweite ist in Romanform geschrieben und hat auch Anerkennung im Ausland gefunden (*Benedikt Welser*: «Vom Stahlhelm zum Birett», 4. Aufl., Verlag Dr. K. Buck, Ehingen/Donau, Leinen DM 8.—).

⁷ Sie liegen uns vor namentlich in zwei Sammlungen, wobei die Titel die Geisteshaltung der Herausgeber treffend zum Ausdruck bringen: *Malvezzi-Pirelli*: «Und die Flamme soll Euch nicht versengen. Letzte Briefe zum Tode Verurteilter aus dem europäischen Widerstand». Steinberg-Verlag, Zürich 1955, XXII/554 Seiten, Leinen Fr. 17.80. (Für gewisse Länder dürften die kommunistischen Zeugnisse wohl etwas übervortreten sein, obwohl auch die Christen durchaus zu Worte kommen.) – *Gollwitzer Helmut – Kuhn Käthe – Schneider Reinhold*: «Du hast mich heimgesucht bei Nacht. Abschiedsbriefe und Aufzeichnungen des Widerstandes 1933–1945». Chr. Kaiser Verlag, München 1957 (5. Aufl.), 486 Seiten. (In Ausstattung, Einleitung und Auswahl die schönste Sammlung.) – Ferner: *Franz König*: «Ganz in Gottes Hand. Briefe gefallener und hingerichteter Katholiken 1939–1945». Verlag Herder, Wien 1957, 210 Seiten (ausgezeichnet als Ergänzung zu Mal-

vezzi für Österreich). Zu allen drei vgl. «Christlicher Weg», 24. Mai 1958.

⁸ Aus der Haft vor allem die Aufzeichnungen der beiden Provinziale: *Augustin Rösch SJ*: «Gottes Gnade in Feuer und Flamme» (in: «Feuerreiter», 1958, Nr. 17, 18, 19); *Laurentius Siemer OP*: «Aufzeichnungen und Briefe». Verlag Jos. Knecht, Frankfurt/M. 1957, 250 Seiten, Leinen DM 10.80. (Vgl. Hillig, «Stimmen der Zeit», Febr. 1958, S. 380–387.) – Ferner: *Alfred Delp*: «Im Angesicht des Todes». Verlag Jos. Knecht, Frankfurt/M., DM 8.80 (dazu Franz von Tattenbach: «Das entscheidende Gespräch» in «Stimmen der Zeit», Februar 1955, S. 321 bis 339). – *Derselbe*: «Kämpfer, Beter, Zeuge. Letzte Briefe und Beiträge von Freunden». Morus-Verlag, Berlin 1955. – Aus Laienkreisen besonders: *Nikolaus Benckiser*: «Tage wie Schwestern. Ein Bericht aus den Gestapogefängnissen in Budapest und Wien». Verlag Jos. Knecht, Frankfurt/M. 1958, 288 Seiten, Leinen DM 11.80.

Aus der Gefangenschaft: Rußland besonders: *Helmut Gollwitzer*: «... und führen, wohin du nicht willst». Chr. Kaiser Verlag, München 1957 (230. Tausend in der Reihe «Der Siebenstern»), 288 Seiten, Leinen DM 6.80. (Dieser Bericht eines protestantischen Theologieprofessors ist nicht nur einer der bedenkenswertesten, sondern auch ein hervorragendes Zeugnis einer gläubig protestantischen Weltanschauung.) *Gerhard Fittkau*: «Mein 33. Jahr». Kösel-Verlag, München 1957, 340 Seiten, Leinen DM 13.50. (Der Bericht eines katholischen Erländer Pfarrers, der mitten aus dem Frieden seiner Gemeinde in den Untergang seiner Pfarrkinder und in die Gefangenschaft gerät.) Der Franziskanerpater *Ingbert Franz* hat uns in «Licht im Osten» die Erlebnisse eines gefangenen Soldaten geschenkt. Als Sammelwerk haben *Gollwitzer, Krabe und Rauch* «Und bringen ihre Garben; aus russischer Kriegsgefangenschaft» herausgegeben (hier zit.: Garben).

Aus japanischer Gefangenschaft: *Sidney Stewart*: «Wenn Du im Feuer

den die Schicksale Einzelner zum Schicksal ganzer Gruppen: die Konzentrationslager sind große Dörfer,⁹ in den Ghettos werden sie Städte,¹⁰ die bald dem Feuerofen des Krematoriums verfallen. Schon sind die Völker an der Reihe: wer den Feuerbrand der Bombennächte überlebt,¹¹ wird auf die Straße getrieben und Völker beginnen zu wandern ...¹² Jeder zehnte in Europa hat keine Heimat mehr; und wer denkt an Palästina,¹³ Korea,¹⁴ Vietnam, wer an die 13 Millionen Flüchtlinge Indiens? Dann der Feuerschein über Ungarn,¹⁵ der auch dort hineinzündet, wo bisher noch Friede und Heimat war: nam tua res agitur, paries cum proximus ardet ... Und neue Scharen verschwinden im Feuer. Homo homini lupus. Genügt das schon? Müßte es nicht heißen: homo homini diabolus – der Mensch ist seinem Bruder zum Teufel geworden ...?

Und die Flamme soll euch nicht versengen

Und doch ist das Bild nicht so düster – nein: so teuflisch hell – wie man es erwarten müßte. Unerwartet viele Menschen haben Kräfte in sich bewahrt, die sich in der versengenden Glut des Feuers als bewahrende erwiesen: Kräfte des Gemütes, des Willens, des Verstandes.

Das Gemüt, näher dem Mut als der Gemütlichkeit, holt Erinnerungen aus der Tiefe und damit auch längst verschüttete Bibelworte, Lieder, Gedichte. Hinten in Rußland erbittet der katholische Holz knecht vom protestantischen Theologieprofessor jeden Morgen seine «Losung», «um was zum Beten zu haben».¹⁶ Ein Rilkewort gibt in Sibirien einem Freundes-

kreis jahrelang Halt; Gedichtsammlungen gehen von Hand zu Hand.¹⁷ Alte Kirchenlieder bringen Gottes schöne Welt in die Dunkelhaft.¹⁸ Und drüben in Deutschland singt ein französischer Kriegsgefangener, um nicht dem Haß zu verfallen, die Lieder, die er bei den Begegnungen mit der deutschen Jugendbewegung gelernt hatte.¹⁹

Der Wille aber gab sich nicht mit Erinnerungen zufrieden. Was er wollte, war die Zukunft. Damit zwang er zum Überstehen. Dieser Durchhaltewillen²⁰ war die große Kraft der Frauen und Mütter, die wußten, daß Mann und Kinder auf sie warteten. Und so schreibt denn ein Dreiundzwanzigjähriger, als er seine Mutter nach sechsjähriger Trennung in einem Zuchthaus der Sowjetzone wiedergesehen hatte, in sein Tagebuch: «... ich fand dich wieder, Mutter. Nicht zerbrochen, nicht zerstört, nein, du lächeltest mit einer fremden Hoheit – und neben dir stand der Polizist! ... In deinen Augen und deinen Händen, in deinen Worten und deiner Stimme wurde die Heimat plötzlich wieder lebendig, und ich fühlte mich sicher und geborgen – ich war etwas Unzerstörbarem, etwas Ewigem begegnet ...»²¹

Der Verstand schließlich mußte – vor allem den Männern – helfen, mit der Vergangenheit ins Reine zu kommen, damit sich die Hoffnung wieder auf die Zukunft ausspannen konnte. Es war nicht Intelligenz, sondern jene reif und einfach gewordene Einsicht, die aus wenigen klaren Grundbegriffen und einem großen Maßstab erwächst. Mochten die Begriffe falsch sein oder gar fixe Ideen werden; waren sie lebendig genug, dann halfen sie leben. Gegen die Einfalt der Zeugen

mich prüfest». Matthias-Gruenewald-Verlag, Mainz 1957, 268 Seiten, Leinen DM 13,80. (Dieser Bericht zeigt nicht nur die Kraft der Kameradschaft, sondern auch der unerschütterlichen Glaubenskraft eines katholischen Priesters.) Aus China: *Harold Rigney SVD*: «Vier Jahre in roter Hölle». Steyler Verlagsbuchhandlung, Kaldenkirchen 1956, 216 Seiten, Leinen DM 6,80. (Der Tatsachenbericht des Rektors der katholischen Universität Peking.) *Ambros Rust SMB*: «Die rote Nacht. Schweizermissionäre erleben den Kommunismus in China.» Rex-Verlag, Luzern 1956, 264 Seiten, Leinen DM 11.—.

⁹ Nach dem grundlegenden Werk von *Kogon* über den «SS-Staat» erschienen eine ganze Reihe Berichte über die KZ. Es sei wiederum besonders auf jene hingewiesen, die über die religiöse Praxis (die bei *Kogon* nur ungenügend hervortritt) berichten. *Otto Pies SJ*: «Stephanus heute – Karl Leisner, Priester und Opfer». (5. Aufl.), 205 Seiten, 13 Abb., Leinen DM 5,80. — «Geweihete Hände in Fesseln; Priesterweihe im KZ». 47 Seiten, geh. DM —,60. — «Schenkende Hände. Helferinnen der KZ-Priester», 35 S., geheftet DM —,50. Alle drei im Verlag Butzon und Bercker, Kevelaer. — *Derselbe*: «Block 26» in «Stimmen der Zeit» 1948. Dazu *Lenz*: «Christus in Dachau». Allgemein: über Dachau: *Edgar Kupfer-Koberwitz*: «Die Mächtigen und die Hilflosen. Als Häftling in Dachau.» Band I: «Wie es begann». Friedrich Vorwerk-Verlag, Stuttgart 1957, 432 Seiten, Leinen DM 19,80. — *Joseph Joos*: «So sah ich sie. Menschen und Geschehnisse». Verlag Winfried-Werk, Augsburg 1958, 160 S., 8 Bildtafeln, Leinen DM 6,80. — Auschwitz: *Bernhard Klieger*: «Der Weg, den wir gingen» (die höllische Reise eines Brüsseler Juden mit seiner Frau nach A.). Verlag Codac Juifs, Bruxelles-Ixelles 1957, 270 S., Leinen DM 12,60. — *Lucie Adelsberger*: «Auschwitz» (der Erlebnisbericht einer jüdischen Ärztin, die A. überlebte). Lettner-Verlag, Berlin 1956, 176 Seiten, Leinen DM 6,80. — *Bruno Baum*: «Widerstand in Auschwitz» (ein Buch aus der Ostzone). Kongreß-Verlag, Berlin 1957, 109 Seiten, Leinen DM 4.—. — Über die Schweigelager in der Sowjetzone: *Hagen Volken*: «Sibirien liegt in Deutschland». Arani Verlags GmbH., Berlin-Grunewald 1958, 208 Seiten, gebunden DM 6,40. — Über Rußland: *Paul Povysil*: «Tote, die atmen» (Bericht über die Sklavenstadt Workuta). Adolf Sponholz Verlag, Hannover 1956, 248 Seiten, Leinen DM 9,80. — *Bernhard Roeder*: «Der Katorgan. Traktat über die moderne Sklaverei». Verlag Kiepenheuer und Witsch, Köln 1956, 251 Seiten, Leinen DM 12,80.

¹⁰ Zu Theresienstadt: *Gerty Spies*: «Wie ich es überlebte. Ein Dokument» («Hochland», April 1958, Seite 350–360). — Ferner das umfassende Werk: *H. G. Adler*: «Theresienstadt 1941–1945. Das Antlitz einer Zwangsgemeinschaft. Geschichte, Soziologie, Psychologie.» Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1955, XIV/773 Seiten, Leinen DM 38.—.

¹¹ Das schauerlichste Beispiel ist wohl die Zerstörung der Flüchtlingsstadt Dresden.

¹² Zur Vertreibung und zur «Heimatlosigkeit als Charakteristikum unserer Zeit»: *Msr. Josef Krahe*: «Der zerstörte Mensch» (in: Kirche in Not, Bd. III, Königsstein 1956, S. 80–98, zit. Krahe ...). Zur Vertreibung aus den deutschen Ostgebieten gibt das Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte eine eigene vielbändige «Dokumentation» heraus. Auslieferung: Verlag Christ unterwegs, Buchenheim vor München. — Als Ergänzung zu *Fittkau*: *Georg Irmeler*: «Hinter Grenzen und Gittern» (der letzte evangelische Pastor Schlesiens). Born-Verlag, Kassel 1957, 61 Seiten, englisch broschiert DM 2,60.

¹³ Vgl. *Jon und David Kimche*: «Des Zornes und des Herzens wegen. Die illegale Wanderung eines Volkes.» Colloquium Verlag, Berlin 1956, 216 Seiten, Leinen DM 9,80. — *Schubert Kurt-Vogel Rolf*: «Israel. Staat der Hoffnung.» Schwabenverlag, Stuttgart 1957, 96 Seiten Text und 136 Bilder, Leinen DM 29.—.

¹⁴ Vgl. *Induk Pabk*: «Als Frau im Umbruch Koreas». Verlag Vandenhoeck u. Ruprecht, Göttingen 1958, 216 Seiten, Leinen DM 9,80. — Dazu *Douglas Hyde*: «Anders als ich glaubte».

¹⁵ Die Berichte sind außerordentlich zahlreich. Vgl. besonders: *Melvin Lasky*: «Die ungarische Revolution». Colloquium-Verlag, Berlin 1958, 352 Seiten, Leinen DM 24,80. Dazu: Der Untersuchungsbericht der Vereinten Nationen (Herder-Bücherei, Band 9).

¹⁶ Gollwitzer Helmut: «... und führen, wohin du nicht willst», Seite 83.

¹⁷ Zu Rilke vgl. *Garben*, 13; 287; Gollwitzer, 64. Zu Gedichten vgl. Gollwitzer, 64; *Garben*, 149; 196; *Du hast mich ...*, 50.

¹⁸ *Willy Kramp* hat über solche Lieder eigentliche Meditationen ergreifender Weltfreudigkeit verfaßt («Die treuen Helfer. Trost und Gewalt der Lieder.» Kreuz-Verlag, Stuttgart 1957, 216 Seiten, Leinen DM 8,50).

¹⁹ *Joseph Folliet* in: «Dokumente» 1953, Seite 169. — Aus dieser Sicht stimmt es doppelt bedenklich, wenn das deutsche Bundesministerium für Verteidigung feststellen muß: «Kaum ein junger Soldat kann noch ein Gedicht auswendig aufsagen («Der junge Soldat» 1957, S. 10).

²⁰ Gollwitzer macht auf die «eschatologische» Seite dieses Willens aufmerksam (S. 78ff.).

²¹ *Garben*, 221. — An Berichten von Frauen vgl. besonders: *Nada Herbermann*: «Der gesegnete Abgrund» (aus dem KZ). — *Susanne Leonhard*: «Gestohlenes Leben». Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt/M. 1956, 856 Seiten, Leinen DM 19,80. — *Margarete Kühnapfel*: «Auch in der Hölle bist du da». Kreuz-Verlag, Stuttgart (6. Aufl.), 184 Seiten, Pappband DM 4,80. — *Margarete Buber-Neumann*: «Von Potsdam nach Moskau». Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1957, 468 Seiten, Leinen DM 16,80. — *Ten Corrie Boom*: «Dennoch» (Holländerin im KZ). Verlag Sonne und Schild, Wuppertal 1957, 136 Seiten, gebunden DM 5,80. Vgl. Anmerkung 9 (Adelsberger). Dazu auch *Krahe* (Anm. 12), 90f.

Jehovas, gegen die demütige Leidensbereitschaft und den unverwundlich kindlichen Glauben der Neger, gegen den Fanatismus der Türken blieb oft selbst die dämonische Psychoanalyse der Gehirnwäsche ohne Erfolg.²²

Man mußte umdenken und mit andern Maßen messen. Dann bekam Sinnloses wieder Sinn. So wie jener Neugeweihte den Sinn seiner acht Sibirienjahre erkannte, als er am Ende zur Taufe eines Russenbüben gerufen ward. Mit Gottes Maßen gemessen, vor dem tausend Jahre wie ein Tag sind, waren acht Jahre kein zu hoher Preis, damit fortan ein Kind in Rußlands Weite das Vaterunser betet.²³

Bewahrende Kraft war aber vor allem die Gnade des Herrn, der denen, die ihn lieben, alles – auch den Untergang – zum Besten gereichen läßt. Und das Lob dieser bewahrenden Gnade ist auch im Feuerofen nie verstummt ...

Der Jünglinge Lobgesang

Gewiß, man kann im Feuerofen das Beten verlernen. (Das kann man schließlich auch sonstwo.) Selbst Priester mußten gestehen: «Ich konnte nicht mehr beten. Vielleicht noch mal ein Ave Maria, vielleicht ein Schutzengelgebet aus der Kindheit.»²⁴ Aber man konnte es auch wieder lernen, das Beten. Gab Gott nicht immer wieder seine Zeichen? So wie er jenen zwei ungläubigen Berlinerinnen in Workuta die Sonne an den Himmel stellte: «Plötzlich sehen wir in der Sonne das Zeichen des Kreuzes. Wir fallen alle einfach zu Boden nieder. Wir beten zum erstenmal. Dann aber immer. Christi Zeichen über Workuta. Hoffnung und Verheißung. In uns seine Kraft ...»²⁵ So wie er jenen SS-Mann, der im Dreck liegend, nichts mehr glaubend, auf den Tod wartete, nach etwas Hartem greifen ließ: «Es war ein kleines Medaillon mit der Madonna von Lourdes. Da hatte ich mein Zeichen. Ich wußte, daß eine Hilfe da sei.»²⁶

Auch der Priester war da im Feuerofen und hatte seine seltsame Schar von Todgeweihten, die er sich auch dann anvertraut wissen mußte, wenn sie ihn zurückstießen und er für sie nur noch leben, leiden und sterben konnte.²⁷ Die evangelischen Pastoren predigten importune opportune das Evangelium und fragten sich bang, «ob es auch so gesagt sei, daß es auch für solche zum Tod und zu diesem furchtbaren Todesweg verurteilten Menschen gelten und halten würde.» Und wer dann «auch in dieser Lage das Evangelium mit dem Herzen hören durfte, dem versprach es volle Sinngebung, indem es zeigte, daß einer auch einsam im Kerker verfaulend bis zum letzten Atemzug Kraft erhalten kann, Gott zu loben und darin einen unverlierbaren Sinn jeder Stunde zu finden».²⁸

Wieviel tröstende und bewahrende Kraft ging aus von den

Sakramenten, die katholische Priester immer wieder gespendet haben. Die Badezelle konnte genau so gut Beichtstuhl sein, wie der Gefängnishof,²⁹ die Lagerstraße³⁰ oder irgendein Winkel unter Rußlands weitem Himmel. Eine Kammer hinten in Rußland war keine schlechtere Taufkapelle³¹ als die Lagerkirche von Friedland, wo endlich nach Jahr und Tag doch noch ein paar durch ganz Europa getriebene Kinder getauft werden konnten.³² Wieviele wurden durch das heilige Öl für die letzte Reise gerüstet, wenn es hieß: «Herr Pfarrer, machen sie mich reisefertig. Es geht mit mir zu Ende.»³³

Welch ein Erweis von Gottes Güte, wenn er unter den Zeichen von Brot und Wein selber in den Feuerofen stieg und mit den Todesopfern eine Opfergemeinschaft bildete, so wie mit den Priestern in Dachau,³⁴ so wie mit den Häftlingen im Berliner Moabit, die, durch Klopfzeichen verständigt, an der Messe eines Mitgefangenen teilnehmen konnten,³⁵ so wie irgendwo in Rußland.³⁶ Nein, Gott ließ sich nicht hindern. Er machte es möglich, daß drunten in Dachau ein junger Diakon zum Priester geweiht werden³⁷ und droben in Berlin Pater Delp seine feierlichen Professgelübde ablegen konnte.³⁸

Freilich, es war immer die «kleine Schar» des Evangeliums. Aber wir sehen doch immer wieder, «wie einige zuvor in unscheinbarer Weise anziehende und alltägliche Gestalten, nachdem sie von Gott in den Feuerofen des Leidens und der Probe gestellt worden sind, einen festen Umriß gewinnen und eine Stimme, die, der früheren ganz fremd, nur noch zu Preis und Danksagung zu taugen scheint».³⁹ Und darum konnte man auch aus einem Güterwagen heraus, der nach Rußland fuhr, nach all den Schreien um «Wodi, Wodi – Wasser, Wasser!» Frauen singen hören «Großer Gott, wir loben Dich!»⁴⁰

Der Rest ist Gottes

Friedrich Muckermann hat, als die Zwischenkriegsjahre dunkel und dunkler wurden, den Satz geschrieben: «Mir scheint, es gebe in diesen Tagen nur eines: nicht müd werden! Immer am Ausguck! Immer auf Posten! Immer siegesgewiß! Lachend fallen. Der Rest ist Gottes...» Heute klingt uns das schon etwas rhetorisch. Gefallen sind wir; aber das Lachen ist uns erstorben ...

Dennoch hat Muckermann recht. Vielleicht ist der Rest größer, aber sicher ist Gott nicht kleiner geworden!

Soziologie des Untergangs? Wichtiger wäre eine Theologie des Untergangs. Es müßte eine Theologie des Kreuzes sein, zeigend, daß schon am Karfreitagnachmittag der Ostermorgen beginnt. So wie in der Zelle des Moabit neben den 14 in den Kalk geritzten Kreuzlein als fünfzehntes «Alleluja» in die Mauer gegraben war.⁴¹

A. Ziegler

²² Vgl. Anna Salomonson: «Gehirnwäsche» in «Hochland», Oktober 1958, Seite 26–37; besonders 37. Mit weiterer Literatur.

²³ Krahe (Anm. 12), 95. Dazu auch Josef Reding: «Friedland», Seiten 135 bis 140. Paulus-Verlag, Recklinghausen 1956, 268 Seiten, Leinen DM 12.80. – Andere Taufe wird berichtet: Garben, 157.

²⁴ Krahe, 93.

²⁵ Krahe, 95.

²⁶ Gollwitzer, 189; vgl. auch 55. Dazu Rösch (Anm. 8), Nr. 18, Seite 10; vgl. Du hast mich ..., 377.

²⁷ Fittkau, 270.

²⁸ Gollwitzer, 271.

²⁹ Vgl. Rösch (Anm. 8), Nr. 17, Seite 20; Nr. 18, Seite 10.

³⁰ Vgl. Fittkau, 241; 200.

³¹ Vgl. Garben, 157 (Anm. 23).

³² Vgl. Krahe, 91; Reding, 263.

³³ Fittkau, 218; vgl. 155, 205, 265, 267.

³⁴ Vgl. Pies.

³⁵ Vgl. Rösch, Nr. 18, Seite 10. Auch Pater Delp konnte die hl. Messe

feiern. Vgl. von Tattenbach (Anm. 8), Seite 326. Dazu: Du hast mich ..., Seite 166 (wo Eberhard Bethge auch von der evangelischen Abendmahlsfeier berichtet).

³⁶ Vgl. Fittkau, 309; Reding, 49, 54; Garben, 68 (Pater Ingbert Franz), Evangelische Abendmahlsfeiern: Gollwitzer, 262; Garben, 144.

³⁷ Karl Leisner (vgl. Pies: Stephanus)

³⁸ Dazu von Tattenbach (Anm. 8).

³⁹ Du hast mich ..., Seite 13 (Gollwitzer).

⁴⁰ Fittkau, 166. Und in einem Gefängnis in Deutschland schreibt ein evangelischer Pfarrer an seine Frau: «Was ist das überhaupt für ein herrliches Lied: ‚Womit soll ich Dich loben wohl!‘» Und an seine Mitbrüder: «An diesem Bericht liegt mir nur, weil er bezeugen möchte, daß der Lobgesang noch nicht verstummt ist.» Denn «der Lobgesang derer, die aus Not und Elend kommen, ist gewiß schöner als der der Engel, die nie anders als mit einem Gottesauftrag ‚im finstern Tal‘ gewandert sind. ‚Wacht auf, lasset den Lobgesang hören!‘» (Ludwig Steil, in: Du hast mich ..., S. 180 und 182.)

⁴¹ Rösch, Nr. 17, Seite 16.

alle bücher

+ religiöse kunst

Buch- und Kunsthandlung Dr. H. J. von Matt
Weinbergstrasse 20 (beim Central) Zürich 1

RICHARD GUTZWILLER

MEDITATIONEN ÜBER MATTHÄUS

1952 2 Bände 256 / 255 Seiten, je Fr. 8.90

MEDITATIONEN ÜBER LUKAS

1954, 2 Bände 208 / 253 Seiten, je Fr. 8.90

MEDITATIONEN ÜBER JOHANNES

1958, 362 Seiten, Fr. 9.80

Alle im Benziger-Verlag, Einsiedeln-Zürich-Köln

Ein Buch voll erregender Aktualität

F. M. SCHÄFER

Es ist Licht genug

Gespräche über den Glauben und seine vergessene Tiefe
308 Seiten, Leinen Fr. 13.80

Dieses Buch dringt mit gesammelter Kraft ins Zentrum der Fragen vor, die der heutige Mensch stellt. Es ist die Frage nach der Gegenwart und Erfahrungsmöglichkeit Gottes in einer Welt, die überall bis auf den Grund erschüttert ist.

Es ist ein Buch, das keine vordergründigen Lösungen kennt, sondern in die dunkle Tiefe des Lebens blickt und dort vom Glanz der einen Wahrheit getroffen wird.

Bei Ihrem Buchhändler

TYROEIA-VERLAG INNSBRUCK-WIEN-MÜNCHEN

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen katholischen Volksvereins, Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10/11.

Druck: H. Börsigs Erben AG, Zürich 8.

Abonnement- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Jährl. Fr. 12.—; halbjährl. Fr. 6.—, Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. - Belgien-Luxemburg: Jährl. bFr. 170.—, Bestellungen durch Administration Orientierung, Einzahlungen an Société Belge de Banque S. A., Bruxelles, C. C. P. No. 218 505 — Deutschland: Vertrieb und Anzeigen, Verlagsanstalt Benziger & Co. AG., Köln, Martinstr. 20, Postcheckk. Köln 8369. Jährl. DM 12.—; halbjährl. DM 6.—, Abbestellungen nur zulässig zum Schluss eines Kalenderjahres, spätestens ein Monat vor dessen Ablauf. — Dänemark: Jährl. Kr. 22.—, Einzahlungen an P. J. Stäubli, Hoststrupsgade 16, Silkeborg. — Frankreich: Jährl. fFr. 680.—, Bestellungen durch Administration Orientierung, Einzahlungen an Crédit Commercial de France, Paris, Compte Chèques Postaux 1065, mit Vermerk: Compte client 644.270. — Italien-Vatikan: Jährl. Lire 1800.—, Einzahlungen auf c/c I/14444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. — Oesterreich: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG., Innsbruck, Maximilianstrasse 9, Postcheckkonto Nr. 128.571 (Redaktionsmitarbeiter für Oesterreich Prof. Hugo Rahner). Jährl. Sch. 46.—, USA: Jährl. \$ 3.—.

Zugang zur Bibel

Stehen auch Sie vor der Frage: wie wecke ich bei mir und bei andern Interesse und Verständnis für die Heilige Schrift?

Interessiert Sie Qumran? — das moderne Israel? — der Ursprung unseres Abc? — Wollen Sie etwas sehen: eine Schrifttafel von Sinai, die Höhlen am Toten Meer, «Palästina in der Schweiz», den Weg des barmherzigen Samaritans? Suchen Sie tragfähige Brücken von aktuellen Problemen der jungen Generation zu den Büchern Samuel oder zum 1. Korintherbrief? — Begehren Sie zu wissen, warum Johannes ausgerechnet in der Wüste predigte?

Dann greifen Sie zur grosszügig illustrierten, zum Werbepreis von nur 50 Rappen (plus Porto) erhältlichen

Weihnachtsnummer des

Kompass

Für den religiösen Erzieher ein wertvolles Hilfsmittel, für den Laien eine anregende Adventslektüre, für alle ein Ansporn, sich den ganzen Zyklus «Bewältige die Welt» zu verschaffen:

Jahresabonnement pro 1959 nur Fr. 4.50 (Ausland 5.50)
Neuabonnenten erhalten die Weihnachtsnummer gratis!

Als nächste Ausgabe erscheint im Januar:

Augen für den Film

Kompass, Zeitschrift für Kath. Pfadfindertum
Verlagsanstalt Buchdruckerei Konkordia, Winterthur

NEUERSCHEINUNGEN 1958

Luc Estang

DAS VERHÖR

Roman. Ins Deutsche übertragen von Franz Ansprenger. — 309 S., Ln. Fr. 13.90.

Dieser Roman darf wohl als die tiefste Auseinandersetzung angesehen werden, die vom Boden der christlichen Religion her bislang gegen die militante Doktrin des Bolschewismus vorgetragen wurde.

Paul-André Lesort

DAS BRANDMAL

Roman. Ins Deutsche übertragen von Jakob Laubach. — 130 S., Ln. Fr. 9.30.

Thema dieses neuen, ebenso gehaltvollen wie dichterisch hochstehenden Romans von Lesort ist die Liebe ohne Gott, die Selbst- und Eigenliebe, in der sich der Mensch zum Herrn und seinen Nächsten zum Knecht macht. Sie wird hier am Verhältnis zwischen Mann und Frau im Rahmen einer kinderlos gebliebenen Ehe dargestellt.

Gilbert Cesbron

GEBT BARABBAS FREI

Ins Deutsche übertragen von Oswalt von Nostitz. — 203 S., Ln. Fr. 11.60.

Ein Buch mehr der aufrüttelnden Stellungnahme als der analysierenden Betrachtung, ein Buch des Kampfes gegen die Missachtung des Evangeliums. Cesbron greift mitten aus dem alltäglichen Leben Vorfälle auf, in denen blitzartig die ganze Versuchung unseres «Zeitalters der Begierde» sinnfällig wird.

Auslieferung für die Schweiz: Fontana Verlag, Zürich

DREI BRÜCKEN VERLAG - HEIDELBERG

Nachdruck mit genauer Quellenangabe gestattet: «Orientierung», Zürich